

„Das Denken entsteht im Element des Nicht-Wissbaren. (...) Weil sie des gleichen Geistes Kinder sind, sind Wissenschaft und Religion gleich feindlich dem Denken. Denn das Denken ist die originale Tätigkeit des Menschen im Felde des Nicht-Wissbaren.“ (Hannah Arendt 2003, 261)

„Ich muss sogar gestehen, dass ich immer wieder von der ein wenig indezenten Naivität erstaunt und ein bisschen schockiert bin, mit der die Spezialisten der Reflexion, die die Intellektuellen doch sind, ihre sozialen Antriebe ignorieren. Ich kann nicht umhin, darin einen professionellen Fehler zu sehen“ (Pierre Bourdieu, 2005, 91)

Helmut Martens, Februar 2018

## Abschied vom Wissenschaftsbetrieb

### 1. Einleitung

1968 – das liegt nun schon ein halbes Jahrhundert zurück. Das war damals eine weltweite Protestbewegung. Wissenschaftler, die sich mit sozialen Bewegungen beschäftigen, schreiben, dass seither nur die Jahre 1989, in Osteuropa, und 2011 durch Bewegungen vergleichbaren Ausmaßes gekennzeichnet waren.<sup>1</sup> Und der Weltsystemtheoretiker Immanuel Wallerstein spricht gar für 1968, ebenso wie für 1848, von einer *Weltrevolution*, die die *Geokultur* verändert habe, auch wenn sie mit einer Niederlage endete. Denn in der Folge dieser Revolutionen hätten sich in den Metropolen der kapitalistischen Welt jeweils neue Formen der Legitimierung und Absicherung von Herrschaft durchgesetzt.<sup>2</sup> 2018 ist nun ein Jahr, in dem einige der damals Aktiven zurückblicken. Nach meinem Eindruck sind solche Rückblicke bislang zwar glücklicherweise nicht nostalgisch, aber sie sind – soweit ich sehe – auch nicht allzu tiefeschürfend.

Auch dieser Essay ist ein Rückblick auf diese fünfzig Jahre, ein Rückblick eines ‚späten 68ers‘. Aber er ist nicht der Versuch, die damalige weltweite Studentenbewegung – sofern man weltweit unbeschadet der Begrenzung auf die Länder der damals so bezeichneten ‚ersten Welt‘ gelten lassen will – von heute aus gesehen näher zu untersuchen. Es ist vielmehr ein Rückblick auf meine fünfzig Jahre. Es ist ein Rückblick von jemandem, der der 68er Bewegung zweifellos wichtige Impulse für seinen eige-

---

<sup>1</sup> Siehe dazu Wolfgang Roth 2012

<sup>2</sup> Nach den gescheiterten Revolutionen von 1848 habe sich ein *aufgeklärter Konservatismus* an Stelle des *rechten Konservatismus* durchgesetzt, und die Liberalen hätten begonnen sich dem anzunähern – unter stärkerer Betonung zentralistischer Positionen. Nach der Niederlage der *Weltrevolution von 1968* sei die *Dominanz des zentralistischen Liberalismus* zu Ende gegangen. Eine *konservative Rechte* und einer *neue radikale Linke*, die im späteren neoliberalen Rollback dann wieder an Kraft verlor, seien als neue *autonome Akteure auf der Bühne der Weltpolitik* aufgetreten (Wallerstein 2014, 602, 604 und 610)..

nen Aufbruch verdankt und der von ihr geprägt, und aus ihr heraus politisiert, eine am Ende sehr atypische Wissenschaftlerlaufbahn eingeschlagen hat. An deren Beginn stand das Selbstmissverständnis, als Arbeitsforscher an einem Landesinstitut zugleich politischer Aktivist sein zu können. Daraus entwickelte sich, in gemeinsamer Arbeit mit anderen der Versuch, einen ganz eigenen praxis- und politiknahen Typus anwendungsorientierter Arbeitsforschung zu entwickeln. Getragen von den Impulsen sozialdemokratischer Reformpolitik, die wir immer über sich hinaus weitertreiben wollten, trug das unsere Arbeit an der Sozialforschungsstelle Dortmund (sfs) eine ganze Weile – zunehmend, und mit stetig wachsenden Anteilen, über die Akquise von Drittmitteln für unsere immer noch eigensinnig verfolgten Forschungsziele. Doch nach zwei bis drei Jahrzehnten hingen wir dann doch ziemlich ‚in der Luft‘ – im Verhältnis zum engeren, also universitären Wissenschaftsbetrieb wie auch im Verhältnis zu außerwissenschaftlichen ‚Geld- und Feldgebern‘ aus Politik und Verbänden.

Das neoliberale Rollback, das wir und andere erst später begrifflich auf den Punkt brachten, war längst in vollem Gange<sup>3</sup> - und es setzt sich bis heute fort. Wir sehen uns mit multiplen Krisenprozessen konfrontiert, die mit dem ‚Weiter-so‘ des herrschenden Politikbetriebs schwerlich gelöst werden können, sich vielmehr zu wachsenden Problemwolken aufürmen. Arbeitsforschung und Arbeitspolitik, mit denen wir 68er in den 1970er Jahren mitten im Zentrum potenzieller gesellschaftlicher Transformationsprozesse zu stehen, rücken gegenwärtig in der medial hergestellten Öffentlichkeit eher an den Rand. Für Zielvorstellungen in Richtung auf eine wieder solidarischere Gesellschaft scheint *im Spiel des Lebens*, wie es uns das neoliberale Rollback seit nunmehr vier Jahrzehnten aufprägt, kein Raum mehr zu sein.<sup>4</sup> Aber unsere Gesellschaften sind noch immer Arbeitsgesellschaften. Veränderungen zum Besseren werden deshalb auch heute wichtige Ansatzpunkte in der Sphäre von Arbeit und Wirtschaft finden müssen – auch dann wenn heute kaum noch jemand auf die Arbeiterklasse als *das* revolutionäre Subjekt setzen wird, wie es viele aus der Studentenbewegung von 1968 heraus getan haben.

Meine Ansprüche an Arbeitspolitik waren da bereits im Ausgang des 20. Jahrhunderts relativ bescheiden geworden. Meine Suche nach erneuerter wissenschaftlicher Fundierung meiner mir immer wichtigen gesellschaftspolitischen Ansprüche und Verantwortung setzten damals gerade neu ein. Gleichzeitig, und mit berechtigten Vorrang, war das in auch persönlich als krisenhaft erlebten Jahren aber auch ein Kampf darum, meinen Platz im Wissenschaftsbetrieb zu behaupten. Es zeigte sich zwar ziemlich rasch, dass ich in meinem eigentlich immer eher ‚grenzgängerischen‘ Verhältnis zu meiner ‚Zunft‘ zwar meine ‚Nische‘ würde sichern können, die ich mir erarbeitet hatte. Und es war für mich ganz unausweichlich, dass sie mir bis zum Ende

---

<sup>3</sup> Siehe dazu im Blick auf die Debatten, an denen ich mich beteiligt habe, u.a. zusammen mit Kollegen aus meiner Forschungsgruppe an der sfs, Dieter Scholz u.a. 2006.

<sup>4</sup> Ich spiele hier nur auf das Buch von Frank Schirrmacher (2013) an. Zu meiner Auseinandersetzung damit und meinen Überlegungen dazu ob und wie mit *Solidarität und Zusammenarbeit gegen das neoliberale Rollback* den Herausforderungen der Zeit Rechnung getragen werden kann, siehe zuletzt Martens 2018.

meiner Erwerbsbiographie meine Refinanzierung sichern musste. Selbst wenn ich nach fünfundzwanzig Jahren wissenschaftlicher Arbeit nun doch noch in den akademischen Betrieb einer Universität hineingewollt hätte, die Verzweigung dorthin stand mir an einem hochschulfernen Institut nicht mehr offen. Aber ich merkte zugleich, dass ich im Blick auf meine Selbstbehauptung als Wissenschaftler in einem eher hochschulfernen Bereich, für weiteres eigensinniges Festhalten an meinen Zielen in wachsendem Maße Anstrengungen darauf richten musste, die Fundamente meiner wissenschaftlichen Arbeit grundlagentheoretisch und auch philosophisch zu fundieren. Und dafür bot sich die Massenuniversität, die sich in den Jahrzehnten seit der Studentenbewegung entwickelt hatte, immer weniger an, zumal nach der Bologna-Reform.<sup>5</sup>

Mittlerweile befinde ich mich seit schon sieben Jahren im ‚(Un)Ruhestand‘ – und diese sieben Jahre, inzwischen ja auch schon wieder ein Zehntel meines Lebens, sind die produktivsten meines Wissenschaftlerlebens geworden. Dabei spreche ich über die Zahl an Buch- und Aufsatzveröffentlichungen - in Zeitschriften, Sammelbänden oder auf meiner Homepage - sowie die beachtliche Verbreiterung meines Themenspektrums, nicht über die wissenschaftliche Qualität. Die mögen andere beurteilen. Ich habe in 38jähriger Erwerbstätigkeit als empirischer Arbeitsforscher einige Erfahrungen sammeln können; und ich habe nun den erforderlichen Abstand und die nötige Unabhängigkeit, um daraus etwas zu machen. Das betrifft nicht nur die selbstkritische Reflexion des Ertrags meiner wissenschaftlichen Arbeit zu Zeiten meiner Erwerbstätigkeit. mit der ich gleich 2011 begonnen und aus der heraus ich dann sogleich den nächsten ‚Anlauf‘ zu arbeitswissenschaftlicher und –politischer Praxis unternommen habe. Das betrifft immer auch die Frage, was das alles mit mir gemacht hat. Denn das Nachdenken über die eigenen Motive, über die *sozialen Antriebe*, aus denen heraus ich meine Erwerbsbiographie so als empirischer Arbeitsforscher eingeschlagen und für mich gestaltet habe, hat mich eigentlich immer begleitet. Das mag auch daran liegen, dass ich im Vergleich zu vielen Anderen in doch recht beachtlichem Maß Möglichkeiten hatte, selbst zu steuern – also bei der Wahl meiner Themenfelder und darin dem konkreten ‚Zuschnitt‘ meiner Forschungsgegenstände etwa im Verhältnis zu jeweiligen Forschungskonjunkturen im Mainstream der akademischen Debatten. Ich mag diese Spielräume häufig überschätzt und das Maß unterschätzt haben, in dem ich immer noch Zwängen ausgesetzt gewesen bin; aber die Möglichkeiten, selbst zu steuern waren nicht unbeachtlich. Solches Nachdenken hat aber auch damit zu tun, dass ich in meinem Handeln eigentlich schon recht früh, und dann beharrlich, darum bemüht war, nicht der ‚Regel‘ zu entsprechen, von der Jean Paul Sartre spricht, wenn er sinngemäß festhält, dass wir auf unsere Welt blickend, bzw. auf einen uns gerade wichtigen Aspekt von ihr, mit dem wir umgehen wollen, der uns als Problem herausfordern mag, in aller Regel von uns selbst absehen. Im

---

<sup>5</sup> Grundlegend zur Entwicklung der Universität von der Akademie im antiken Athen über die mittelalterliche zur bürgerlichen Universität seit dem 19. Jahrhundert und schließlich zur heutigen Massenuniversität siehe Reinhard Brandt 2011.

Vollzug unseres Lebens sieht er die Menschen so *immer in Bewegung* nie sich selbst *als Gegenstand vor sich* habend.<sup>6</sup>

Aber dennoch gilt: im Rückblick, also mit größerem Abstand, neuer Unabhängigkeit - und hinzukommend ganz anderen Spielräumen für solche Reflexion, die vertiefend und wissenschaftlich-philosophisch besser fundiert betrieben werden kann und muss - verändern sich die Maßstäbe. Angesichts der Größe der vor uns liegenden Herausforderungen und der wiederholten Erfahrungen eines ‚erfolgreichen Scheiterns‘ wird man einerseits bescheidender. Andererseits denke ich, dass ich schon seit langem keinen falschen Respekt mehr vor der Wissenschaft habe, und mir hier im Blick vor allem auf meine eigene Disziplin auch ein recht gut fundiertes Urteil erlauben kann. Aber die Spielräume für eine grundlegende Beschäftigung mit ihr in ihrer heutigen Gestalt, hätte ich zu Zeiten meiner Erwerbstätigkeit nie gehabt. An meiner diesbezüglichen Urteilsfähigkeit habe ich also seither stetig gearbeitet.<sup>7</sup> Vermutlich aber hätte ich diesen Essay nie geschrieben, hätte ich in den sieben Jahren meines (Un)Ruhestandes im Blick auf meine Disziplinen – also die Soziologie und die Politikwissenschaften, denn ‚von Hause aus‘ bin ich Politikwissenschaftler - nicht eine ganze Reihe von neuen Erfahrungen mit der Selbstbezüglichkeit und Selbstgenügsamkeit eines Wissenschaftsbetriebes machen müssen, die mich immer wieder geärgert haben. Da brauchte es zuletzt nur noch eines weiteren Vorfalles, der, wie man so schön sagt, ‚das Fass zum überlaufen brachte‘. Ich nahm mir Zeit, ließ den akuten Ärger verrauchen und machte mich dann an diesen Essay.

## **2. Wenig Respekt und viel kritische Distanz: der junge Student, die Sozial- und Literaturwissenschaften und die Politik**

Der Beginn meines Studiums der Politik und neueren Literaturwissenschaften im Wintersemester 1968 war die Chance zur konsequenten Fortsetzung einer Selbstbefreiung aus der *bleiernen Zeit* heraus. Viel schärfer kann man den Unterschied zu den Erfahrungen, die StudentInnen in der Regel mit der heutigen Massenuniversität machen dürften, kaum ausdrücken. Denn Reinhard Brandt sagt zu ihr völlig zutreffend, dass sie mittlerweile nach dem Paradigma der Schule reorganisiert worden ist *Es gehe um das Anhäufen einer bestimmten Wissensmenge, von der Funktionäre der Meinung sind, sie reiche für eine bestimmte Praxis*. Wissenschaft und wissenschaftliches Arbeiten komme allenfalls noch am Rande vor. Wollte man sie an diesem Ort betreiben, müsse man sich schon als *Partisan der Erkenntnis* verstehen. Ich hatte seinerzeit eben eine solche Schulanstalt gerade glücklich hinter mir

---

<sup>6</sup> zitiert nach Rüdiger Safranski 2015, 192 Schon allein das Führen eines Tagebuches ist in diesem Zusammenhang außerordentlich wichtig.

<sup>7</sup> Dazu habe ich mich zunächst mit der *grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung* sowie der Entwicklung der deutschen Universitäten nach Bologna systematisch beschäftigt (Martens 2013), später immer wieder auch mit eher philosophisch begründeten Kritiken zu unserem Wissenschaftsverständnis – etwa in Auseinandersetzung mit Arbeiten von Alfred Schmidt (1984), Hannah Arendt (1967, 1979 und 2003) oder Hans Magnus Enzensberger (2002). Siehe dazu Martens 2015a.

gelassen. Der Stoff, den man mir dort vermitteln wollte, hat mich nur selten interessiert. Die Lehrer hatten ihr pädagogisches Handwerkszeug zu beträchtlichen Teilen schon in den dreißiger Jahren gelernt – und das merkte man manchen deutlich an, wie mir freilich erst später richtig klar wurde. Es gab ein, zwei sehr erfreuliche Ausnahmen. Aber der Art und Weise, in der mir an diesem Ort Sekundärtugenden zu vermitteln versucht wurden, begegnete ich mit Ausweichstrategien. Dass Vaterfiguren für mich, der ich allein bei meiner Mutter aufwuchs, sowieso schwierig waren, kam in diesem Erfahrungsraum Schule erschwerend hinzu.

Im Ergebnis schien ich immerhin leidlich angepasst. Aus einem etwas überbehüteten Kind aus einer Mittelschichtfamilie mit ‚ordentlicher bürgerlicher Halbbildung‘ war nach verkorkster Pubertät ein Abiturient mit zuletzt doch noch leidlich gutem Abschlusszeugnis geworden. Ich hatte mich soweit erfolgreich durchgeschlagen und ging mit gewisser Selbstverständlichkeit freiwillig zum Bund. Das versprach nach drei Jahren eine ordentliche Abfindung als Beitrag zum anschließenden Studium. Tatsächlich wurde es der große Realitätsschock. Gegen die autoritären Strukturen sträubte sich in mir alles. Die phantasielose ‚Kriegsspielerei‘ der Unteroffiziere und des Leutnants in meiner Panzerkompanie waren abschreckend: Wie Django mit dem MG in der Hüfte Platzpatronen zu verballern, oder vor dem ‚Atomblitz‘ von links oder rechts angemessen in Deckung zu gehen, um – das sagte natürlich niemand, aber es war ja klar – so im Ernstfall noch zwei Tage kampffähig zu bleiben, das war an Absurdität kaum zu überbieten. Und unser ‚Lefti‘ wäre mit uns und unseren Panzern am liebsten gen Osten gefahren. Ich hingegen besaß genug Phantasie, mir den Ernstfall vorzustellen. Angesichts der so erlebten Wirklichkeit des Konzepts der Abschreckung in seiner unter einem tumben Alltagstrott mühsam versteckten Dummheit erschrak ich. Das schreckte mich ab. Hinzu kam sicherlich, dass mir die studentischen Proteste gegen den Vietnamkrieg nicht verborgen geblieben waren. Auf dem Fahnenjunkerlehrgang stellte ich meinen Antrag auf Anerkennung als Wehrdienstverweigerer. Zurückkommandiert zu einer Versorgungskompanie, wurde ich dort gleich am ersten Abend noch einmal als Unteroffizier vom Dienst eingesetzt – noch hatte ich ja den Offiziersanwärterstern am Ärmel. Es war mein kleiner persönlicher Triumph, beim abendlichen Stubenappell die gerade ausgebildeten Soldaten zu irritieren: Ihr UVD nahm, für sie ganz offenkundig, die Disziplin und ihr ‚Strammstehen‘, das ihnen gerade eingebläut worden war, in keiner Weise ernst.<sup>8</sup>

Doch nun zurück zur Universität und meiner dort fortgesetzten Selbstbefeiung aus der *bleiernen Zeit* heraus. Erinnerungen, fünfzig Jahre zurück, sind lückenhaft; und ich habe, anders als für meine Bundeswehrzeit, für die Viereinhalb Jahre an der TU-Hannover weder Tagebuchaufzeichnungen noch, von einer einzigen Ausnahme abgesehen alte Seminarunterlagen. Aber so viel lässt sich sagen: Aus meinen ersten Semester erinnere ich eine Rektoratsbesetzung, an der ich teilnahm, allerdings nicht mehr deren genaue Begründung, ein, zwei Vollversammlungen der Studenten und ein Seminar zur ‚Einführung in den Marxismus‘, ferner den Club Voltaire. Hinzu kam

---

<sup>8</sup> Siehe sehr viel ausführlicher zu den hier skizzierten Erfahrungen Martens 2015b.

viel Eigeninitiative zusammen mit anderen StudentInnen. Wir organisierten, ich denke, das begann ein Semester später, einen Lektürekurs zu Georg Lukács *Geschichte und Klassenbewusstsein*, später einen zum ersten Band des *Kapital*. Schon während meines Grundstudiums begann mein Engagement in der ‚sozialistischen Arbeiter- und Lehrlingsgruppe‘ zusammen mit meinem Einstieg in die Jugendbildungsarbeit der IG Chemie, die damals noch mit der IG Metall zum Reformflügel im DGB rechnete. Ich engagierte mich also schon bald arbeitspolitisch außerhalb der Universität. In der Universität war das für mich als ‚später 68er‘ schwierig. Als ich zum Beispiel in den SDS eintreten wollte, löste sich der gerade auf.

Gut erinnerlich sind mir aber einige Lehrer, die ‚auctoritas‘ ausstrahlten, also eine Autorität, die man akzeptieren konnte.<sup>9</sup> Hans Mayer oder Peter von Oertzen, bei denen ich freilich nur Vorlesungen hörte, gehörten dazu. Auch Peter Brückner beeindruckte mich, wenngleich ich bei den Psychologen nur ein, zwei Seminare besucht habe. Immerhin, was ich mir an Raubdrucken von Wilhelm Reichs Schriften besorgen konnte, habe ich damals gelesen. Zu Hans Mayer erinnere ich noch meine Zwischenprüfung nach dem vierten Semester, die ich gemeinsam mit zwei Kommilitonen absolvierte. Ich hatte unmittelbar zuvor meine Seminararbeit zu Wolfgang Koeppens Romantrilogie abgeliefert. Er fragte uns dann nach unserer Meinung zu Theodor W. Adornos ‚Negativer Dialektik‘ – und unsere einigermaßen orthodox marxistischen Kritik daran fand bei ihm Anklang. Bei den Politologen waren Michael Vester und Wolfgang Hindrichs noch sehr wichtig. Mein Geschichtsstudium brach ich hingegen nach dem Vorstudium ab. Der konservative Wilhelm Treue und dessen Wirtschaftsgeschichte – ‚*Die Feuer verlöschen nie*‘<sup>10</sup> ließ mein anfänglich brennendes Interesse an diesem Fach bald erlöschen. Allerdings, ein Seminar zu alter Geschichte bei Horst Callies – es ging um das Vier-Kaiser-Jahr 69 n. C. – habe ich noch in sehr guter Erinnerung. Das war solide – und erstmals hatte ich beim eigenen Quellenstudium das Gefühl, dass mein großes Latinum doch zu etwas Nutze war. Die Soziologen Oskar Negt, Christian von Ferber und Horst Kern habe ich im Hauptstudium in dem einen oder anderen Seminar noch erlebt. Und bei Karl Raddatz habe ich über ein zweisemestriges Seminar zu ‚proletarisch revolutionärer Literatur‘ während der Zeit der Weimarer Republik‘ hinweg im Rahmen einer vierköpfigen Arbeitsgruppe vor allem zur Geschichte der KPD während dieser Jahre gearbeitet. Die interessierte uns brennend. Und Ingeborg Bachmanns Buchladen versorgte mich mit den in der DDR verlegten Schriften der ‚Klassiker‘ und Raubdrucken ohne Ende. Die ‚proletarisch-revolutionäre Literatur‘ hingegen war weitgehend fad; und der Fokus meiner Aktivitäten lag inzwischen ohnehin längst außerhalb der Universität. Ich schloss meine Stu-

---

<sup>9</sup> Für mich war das sozusagen eine ‚natürliche‘ Autorität – ganz anders als die die ich kurz zuvor als schwer erträglich erlebt hatte. Zum Begriff der ‚auctoritas‘ und der theoretisch-politikwissenschaftlich grundlegend wichtigen Entgegensetzung von Autorität und Macht/Gewalt bei Hannah Arendt – die damals allerdings noch in keiner Weise zum Kanon der mir wichtigen Literatur zählte – siehe Monika Boll (2012).

<sup>10</sup> Das Buch ist eine Unternehmensgeschichtsschreibung zum Thyssenkonzern. Mich hingegen interessierte die deutsche Stahlindustrie nach den Septemberstreiks von 1969 in ganz anderer Weise.

dienzeit zügig mit Staatsexamina in Politikwissenschaften und neuerer deutscher Literaturwissenschaft ab. Aber ich begann schon während meines Studiums damit, meine literarischen Interessen zugunsten meines politischen Engagements zurückzustellen.

Diese kurze Auflistung - die über drei Fächer streut, zu denen ‚Stippvisiten‘ bei einem vierten hinzukamen – und ihre Einbettung in zahlreiche Einflüsse aus der Studentenbewegung zusammen mit einer zunehmenden Orientierung auf die Geschichte der Arbeiterbewegung und die Organisationen, die aus ihr hervorgegangen sind - mag hinreichen, um Grunderfahrungen und –Orientierungen während dieser Zeit zu verdeutlichen: Die Universität, bereits ‚durchgerüttelt‘ von der Studentenbewegung, erwies sich für mich als Freiraum. Ich begegnete der alt-ehrwürdigen Institution also von Anfang an ohne jeden falschen Respekt; aber ich lernte von manchen Lehrern, die ‚auctoritas‘ ausstrahlten. Ich wollte und konnte lernen, wissenschaftlich zu arbeiten. Und ich konnte das mit anregenden Impulsen und beachtlichen eigenen Spielräumen tun – sicherlich aber auch mit Einseitigkeiten wie z.B. einer voreilig-falschen Distanz gegenüber der ‚bürgerlichen Wissenschaft‘. Ich organisierte mein Hauptstudium, in dieser Zeit bereits als studentische Hilfskraft in einem empirischen Forschungsprojekt mitarbeitend, zunehmend so, dass die Schwerpunkte meiner beginnenden arbeitswissenschaftlichen und arbeitspolitischen Praxis bereits außerhalb der Universität lagen. Die ‚blauen Bände‘ eröffneten mir zugleich eine ganz neue Sicht auf die soziale Wirklichkeit. Es lag für mich nahe, mich auf so etwas wie die „Suche nach dem Proletariat“ zu machen, bzw. dem, was ich damals für die Marx’sche Arbeiterklasse hielt. Ich war hoch motiviert, von der Universität aus an ein eher hochschulfernes Forschungsinstitut zu wechseln, dessen Direktor, Willi Pöhler, aus der Bildungsoblatezeit der IG Metall heraus über dichte gewerkschaftliche Kontakte verfügte. Zuversichtlich, aber unzureichend dafür ausgebildet und noch einigermaßen unbedarft folgte ich ihm, ebenso wie mehrere meiner Kommilitonen, an die Sozialforschungsstelle Dortmund.

### **3. Sich als Wissenschaftler zu behaupten, ist etwas ganz anderes**

*Die Sozialforschungsstelle Dortmund (sfs)* wurde 1972 als Landesinstitut wiedergegründet. Als ‚Sozialforschungsstelle Dortmund an der Universität Münster‘ war sie bis zur Gründung der Universität Bielefeld – ihr letzter Direktor, Helmut Schelsky wurde deren Gründungsrektor und die sfs wurde 1969 geschlossen - das größte sozialwissenschaftliche Institut in der Bundesrepublik Deutschland. Zugleich war sie dasjenige Institut, das für eine bemerkenswerte Kontinuität zu Sozialwissenschaftlern stand, die während der NS-Zeit in Deutschland verblieben waren.<sup>11</sup> Für uns - d. h. eine Gruppe

---

<sup>11</sup> Siehe zur Geschichte der Sozialforschungsstelle Dortmund zwischen 1946 und 1969 die Untersuchung von Jens Adamski (2009). Adamski unterscheidet eine Phase pragmatischer, entideologischer Sozialforschung der *Gründergeneration* mit ihren Wurzeln in und Kontinuitäten zur der NS-Zeit, bis etwa 1960 reichte, von Schelskys Bemühungen im Übergang von bloßer *empirischer Funktionsforschung* zu einer *emanzipierten Sozialforschung* mit *Spezialisierungstendenzen*.

noch ziemlich unfertiger junger Sozialwissenschaftler, die mit Pöhler zusammen aus Hannover nach Dortmund gingen – war die ‚alte‘ sfs damals das Schelsky-Institut, an dem institutionen- und systemtheoretische Ansätze<sup>12</sup> wichtig gewesen waren. In Absetzung davon setzte Pöhler nun den Akzent auf den *sozialen Konflikt als Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung*<sup>13</sup> - und für uns aus der 68er Generation hieß das zu Zeiten des *Resurgence of Class Conflict in Western Europe* und der Marx-Renaissance in der deutschen Industriosozologie,<sup>14</sup> die Frage nach dem Aufbrechen neuer Klassenkämpfe zu stellen. Das Pöhlersche Konzept, aus einer phänomenologischen Perspektive heraus gegen funktionalistische oder herrschaftssoziologische Ansätze entwickelt, interessierte uns damals nicht wirklich - zumal auch Pöhler von der Marxrenaissance der Zeit zeitweilig nicht ganz unbeeinflusst blieb.

Aber unsere, also auch meine Probleme waren in meinen ersten Berufsjahren auch ganz anderer Art. Was wir betreiben wollten, war empirische Arbeitsforschung mit engen Bezügen zu Betriebsräten und Gewerkschaftern, in denen wir ‚Kader‘ für eine Radikalisierung gewerkschaftlicher Politik zu erkennen meinten. Dazu galt es, die Schubkraft der sozialdemokratischen Reformpolitik der 1970er Jahre zu nutzen – Pöhler selbst wurde 1975 Leiter des Projektträgers des ‚Forschungs- und Aktionsprogramms Humanisierung des Arbeitslebens‘ -, und dafür galt es für uns, den Umgang mit dem erforderlichen ‚Handwerkszeug‘ zu lernen und die Handlungsfelder, in denen wir uns mit wachsender Kompetenz einmischen wollten möglichst gut kennenzulernen. Die Sammlung vorwissenschaftlicher Eindrücke und Erfahrungen, vorzugsweise über gewerkschaftliche Bildungsarbeit, gehörte hier ganz selbstverständlich dazu. Vor allem aber mussten wir unsere Arbeit fortschreitend besser wissenschaftlich fundieren; und wir mussten die erforderlichen Fähigkeiten verbessern, um gegenüber unseren Adressaten kommunikationsfähig zu sein – d. h. den Objekten unserer Forschung, die wir als Subjekte ihrer eigenen Handlungsfelder ernst nehmen wollten. Denn das jedenfalls nahmen wir aus dem Pöhlerschen Konzept heraus sehr ernst: es galt für uns und unsere Konfliktforschung, *die in den Konflikten Handelnden auf die Bedingungen zu verweisen, an die sie gebunden sind*.

In diesem Sinne waren meine ersten Berufsjahre vor allem Lehrjahre, und das erste Buch, das ich nach fünf Jahren, und vielen Forschungsberichten, also ‚grauer‘ Literatur, zusammen mit vier KollegInnen veröffentlichte, war dann sozusagen mein ‚Gesellenstück‘. Doch als solches war es im Grunde eher im Hinblick auf unsere außerwissenschaftlichen Adressaten ein einigermaßen gelungenes Produkt – begleitet von

---

<sup>12</sup> Schelsky als früherer Schüler Arnold Gehlens stand für Institutionentheorie und Niklas Luhmann hatte in den 1960er Jahren für ein Jahr an der sfs gearbeitet und in dieser Zeit zugleich promoviert und sich habilitiert.

<sup>13</sup> So der Titel seiner Bewerbungsvorlesung für den Industriosoziolehrstuhl an der Universität Dortmund 1970. Zu meiner sehr spät liegenden systematischen Auseinandersetzung damit siehe Martens (1994, 2005/15 und 2016, 156-158).

<sup>14</sup> Dass diese Marx-Renaissance für die ‚kritische Industriosozologie‘ der 1970er Jahre prägend war, braucht hier kaum näher belegt zu werden. Siehe dazu grundsätzlicher und im späteren Rückblick Gerhard Brandt 1984.



mancherlei ‚Umsetzungsaktivitäten‘. In den akademischen Diskursen wurden wir hingegen kaum zur Kenntnis genommen. Und hier war meine wesentliche Erfahrung der ersten fünf, ja fast zehn Berufsjahre, ‚ins kalte Wasser gesprungen‘ zu sein. Unser Institutsdirektor – wissenschaftlich hoch ausgewiesen und im Umgang mit der Zunft sympathisch respektlos – war uns nach nicht einmal zwei Jahren ‚abhanden gekommen‘. Er leitete nun den Projektträger in Bonn und wir waren so ziemlich auf uns gestellt. Aber die Sache war, unabhängig davon, schon von Beginn an heikel. Nun als junges Mitglied der Zunft nicht respektlos ihr gegenüber sondern selbstbewusst in ihr aufzutreten, war eine immense Herausforderung. Wer war ich schon, um ein Beispiel zu nennen, um 1974 auf der wissenschaftlichen Tagung, die das alt-ehrwürdige Frankfurter Instituts für Sozialforschung aus Anlass seines fünfzigjährigen Jubiläums durchführte, eine Arbeitsgruppe mit Referaten prominenter Kollegen zu moderieren? Es ging um die Gewerkschaftsforschung des IfS. Meine Kollegen und ich sahen die in manchen Punkten kritisch. Aber was hatte ich vorzuweisen? Ich war Berufsanfänger. Ich war am Ende froh, mit meiner Moderation ‚heile durchgekommen zu sein‘ – aber mir war auch nicht entgangen, dass ich von einigen prominenten Teilnehmern doch wohl eher als ‚Leichtgewicht‘ behandelt worden war.

Und aus dieser Rolle herauszukommen, war schwierig, waren wir doch mit einer Fülle von Startproblemen bei der Bewältigung eigensinnigen, und im Sinne von Pöhlers Überlegungen hoch ambitionierten Forschungskonzepts konfrontiert. Unsere Sache waren weder die unterschiedlichen Marxinterpretationen und –exegesen im damaligen industriesoziologischen Diskurs, noch die Anstrengungen der daran Beteiligten, die sich bemühten, im Wettlauf um neu entstehende Soziologielehrstühle ganz vorne dabei zu sein. Wir richteten vielmehr, in deutlicher Absetzung hiervon, alle unsere Kräfte darauf, unserem Typus anwendungsorientierter Arbeitsforschung ein stabiles Fundament zu verschaffen. Und am Ende der 1970er Jahre ergaben sich da neue Herausforderungen. Die Marx-Renaissance ging so rasch vorbei, wie sie gekommen war. Die institutionell verfasste Arbeitsgesellschaft hatte sich angesichts der sozialen Konflikte der 1970er Jahre als bemerkenswert stabil und flexibel erwiesen. Den Gründen dafür nachzugehen beförderte eine neue Forschungskonjunktur. Konflikt- und Gewerkschaftsforschung verloren an Interesse. Bei den wenigen Gelegenheiten, zu denen man Kontakte zu Universitäten hatte, schien es einem zudem, dass einem die Umgangsformen aus einer für abgelöst erachteten Vergangenheit neu begegneten. Das Jahrzehnt sozialdemokratischer Reformen ging seinem Ende entgegen. Die *geistig moralische Wende*, die die Schwarz-Gelbe Koalition zu Beginn der 1980er Jahre verkünden würde, kündigte sich bereits an. Dennoch, wir waren stolz darauf, dass es uns gelungen war, unseren Typus anwendungsorientierter empirischer Arbeitsforschung schließlich erfolgreich zu konsolidieren – nach erheblichen Anlaufschwierigkeiten und dann auch noch einer durchaus konfliktreichen Phase interner Auseinandersetzungen darum, wie wir unsere Arbeit fortsetzen wollten. Es war ein, zwei Jahre lang am Institut selbst nämlich äußerst strittig, ob wir uns stärker auf die akademischen Diskurse hin orientieren, oder aber selbstbewusst und eigensinnig den einmal eingeschlagenen Weg fortsetzen sollten. Ich zählte zu jenen, die sich entschieden - und damals in den internen Debatten noch mit sehr deutlichen Bezü-

gen auf die Marxsche Theorie - gegen den Weg hin zu einem ‚kleinen aber feinen‘ Institut im akademischen Betrieb der ‚Zunft‘ und für den stetigen, zunehmend betriebsförmigen Ausbau unserer Anwendungsorientierung aussprachen. Wir waren erfolgreich und seit 1984 war ich gewähltes Mitglied des Forschungsrats der sfs, ihres wissenschaftlichen Leitungsgremiums.

#### **4. Anwendungsorientierte Arbeitsforschung: erfolgreich konsolidiert und dann zunehmend ‚gegen den Strom‘**

Der Zeitraum bis etwa um die Mitte der 1990er Jahre lässt sich für mich<sup>15</sup> unter der Überschrift zusammenfassen, dass es nun darum ging, unsere anwendungsorientierte Arbeitsforschung inhaltlich weiter zu entfalten und zugleich betriebsförmig zu organisieren. Dabei standen wir vor einer dreifachen Herausforderung:

- Wir mussten das Ende der Marxrenaissance ernst nehmen und alles daran setzen, den von uns gewollten Typus anwendungsorientierter Forschung neu und besser grundlagentheoretisch zu fundieren – und so zugleich unsere Anschlussfähigkeit an die akademischen Diskurse sichern.
- Wir mussten zugleich sehr viel Energie darauf verwenden, jene speziellen Kompetenzen weiter zu professionalisieren, die zwar für den akademischen Betrieb kaum bedeutsam waren, wohl aber für unsere weiterhin angestrebte Anwendungs- und Politiknähe: wir mussten uns möglichst zunehmend besser in die Lage versetzen, unsere Klientelbezüge auszubauen und zu pflegen.
- Und schließlich, und nicht zuletzt, galt es, gegen einen neu gestärkten politischen Konservatismus im Zeichen einer *geistig-moralischen Wende* den Nachweis politischen Nutzens in unseren arbeitspolitischen Bezügen zu erbringen und dabei angesichts einer in die Defensive geratenden Sozialdemokratie, der wir am ehesten verbunden waren, weiterhin den Raum für unsere mit Eigensinn fortgeführte Arbeitsforschung zu sichern.

Alles in allem kann man wohl sagen, dass uns bis Mitte/Ende der 1990er Jahre eine bemerkenswert erfolgreiche Konsolidierung unserer Arbeit im Hinblick auf diese drei Herausforderungen gelungen ist. Das ist nicht nur ablesbar an einem stetigen Wachstum des Instituts in diesem Zeitraum. An dessen Ende stand um die Jahrtausendwende herum bei nun etwas mehr als fünfzig WissenschaftlerInnen immerhin ein Drittmittelanteil von etwa 70 Prozent des Jahresumsatzes. Die Konsolidierung kommt auch zum Ausdruck in theoretisch-konzeptioneller Arbeit<sup>16</sup>, der Ausdifferenzierung von Forschungsfeldern, zunächst sehr erfolgreicher Akquise bei neuen Feld- und Geldgebern und einer zunehmenden Publikationstätigkeit. Neu gewonnene theo-

---

<sup>15</sup> Meine Berufsbiographie ist also weiterhin, von nun an als Mitglied des Leitungsgremiums der sfs womöglich noch enger als zuvor mit der Institutsgeschichte der sfs verknüpft. Beides lässt sich also im Folgenden nicht trennen. Aber es ist immer meine subjektive Sicht auf diese Institutsgeschichte, die ich hier präsentiere.

<sup>16</sup> Im Blick auf die in diesem Zeitraum als Koordinator von einem von fünf Forschungsbereichen maßgeblich mit verantworteten Arbeitsstränge siehe meine rückblickende Bilanzierung in Martens (2013).

retisch-konzeptionelle Stärken waren unter anderem daran ablesbar, dass die sfs gegen Ende der 1980er Jahre, erstmals wieder nach den Neugründungsjahren, erfolgreich mehrere grundagentheoretische Projekte in verschiedenen , politikwissenschaftlichen wie industriesoziologischen Förderschwerpunktender DFG und auch bei der VW-Stiftung akquirieren konnte, woran ich in hohem Maße beteiligt war. Gleichzeitig entwickelten sich die anwendungsorientiert ausgerichteten Projektlinien des Instituts noch dynamischer. Die Genderforschung, der Arbeits- und Gesundheitschutz und die Technikfolgenabschätzung wurden als neue thematische Schwerpunkte der Arbeitsforschung wichtig. Die Forschung zu Arbeit und Bildung wurde im Blick auf Entwicklungen innerhalb der EU erheblich ausgeweitet. Im Zuge dieser Entwicklung bildeten sich am Institut auch neue Forschungsgruppen, die die einen oder anderen engeren Kontakte zu außerwissenschaftlichen Kooperationspartnern festigen konnten, ohne den unsere stark anwendungsorientierte Forschung schwer denkbar war. Aber unser Geschäft wurde in dieser Hinsicht eher schwieriger.

Gerd Peter und ich haben im späteren Rückblick, im Rahmen eines Projektantrags für das 6. Rahmenprogramm (Policy Learning on the Long Run, POLL) von ‚primären Forschergruppen‘ gesprochen. Wir haben darunter in vorläufiger Definition verstanden, dass die Kreativität wissenschaftlicher Arbeit an den Austausch mit anderen gebunden ist, und das heißt zunächst an die Kooperation in solchen primären Forschergruppen. Sie regen an, fordern heraus, unterstützen; in ihnen lernt man gemeinsam, und sie verdanken ihre Stabilität über längere Zeiträume nicht zuletzt dem Umstand, dass sie - z: B. im Sinne strategischer Wissensallianzen - mit mehr oder weniger einflussreichen Personen der außerwissenschaftlichen Praxis verbunden sind. Für mich gab es solche ‚primären Forschergruppen‘ am ehesten im Hinblick auf die Konflikt- und Gewerkschaftsforschung bis spätestens Mitte der 1980er Jahre – und dann wieder nach der Jahrhundertwende im Zusammenhang meiner Mitarbeit im ‚Forum Neue Politik der Arbeit‘, weniger hingegen in der Konsolidierungsphase, um die es in diesem Abschnitt geht.

Die von mir gleichwohl als sehr erfolgreich erlebte Konsolidierung war für die Entwicklung der Binnenstrukturen des Instituts und damit auch für alle Seine MitarbeiterInnen folgenreich – näher betrachtet allerdings nicht ohne gewisse Ambivalenzen. Sehr positiv war zunächst einmal ganz sicher ein deutlich gewachsenes Selbstbewusstsein – insbesondere auf Seiten der WissenschaftlerInnen der ‚ersten Generation‘. Ich selbst jedenfalls erlebte das als außerordentlich positiv. Hatte ich die internen Auseinandersetzungen um im Ausgang der 1970er Jahre, in denen es um die Beibehaltung des eingeschlagenen Weges zu einer weiter professionalisierten anwendungsorientierten Arbeitsforschung gegangen war, noch als durchaus krisenhaft erlebt, so sah ich mich nun, zehn Jahre später als einen der ‚Senior Researcher‘, die nun in einem erfolgreich konsolidierten Institut den Ton angaben. War ich zehn Jahre zuvor in meinem Verhältnis zum akademischen Mainstream durchaus noch leicht verunsichert, so schöpfte ich nun aus den Ergebnissen unserer Anstrengungen um eine neue und bessere theoretische Fundierung unserer Arbeitsforschung großes Selbstbewusstsein. Es war zu großen Teilen mein persönlicher Erfolg, dass wir von

‚meinem‘ Institut aus mit fast zeitgleich zwei größeren DFG-Projekten und einem weiteren bei der VW-Stiftung Profil gewannen. Vor allem aber war ich mir einigermaßen sicher, mir mit anderen zusammen im Verlauf der 1980er Jahre ein neues theoretisches Fundament *mittlerer Reichweite* erarbeitet zu haben, auf dem sich aufbauen lassen würde.<sup>17</sup> Zusätzlich ‚beschwingt‘ durch eine ganze Kette erfolgreicher Akquisen war ich mir damals ziemlich sicher in Bezug auf meine engeren Forschungsthemen ‚Gewerkschaften, Mitbestimmung und Beteiligung‘ mit einen Überlegungen zu *Mitbestimmung als institutioneller Reform* und zu einer *arbeitspolitischen Erweiterung gewerkschaftlicher Interessenvertretung* sicheren Boden unter den Füßen zu haben. Ich war überzeugt, mich damit auch gegenüber dem Mainstream der Profession behaupten zu können. Der aber konzentrierte sich mittlerweile ganz auf die betriebliche Mitbestimmung, so wie sie vordergründig noch höchst erfolgreich präsentierte – gerade auch bei der Bewältigung der Transformationsprozesse in Ostdeutschland – und war an den Gewerkschaften als Forschungsgegenstand kaum mehr interessiert. Vor allem aber prägte er den akademischen Diskurs und gewann von dort aus nach der Implosion des Realsozialismus sehr rasch wachsenden Einfluss bei der für mich bis dahin wichtigsten Forschungsförderungseinrichtung der Hans-Böckler-Stiftung. Man traf sich gewissermaßen in einer zunehmend defensiven bis unkritisch-affirmativen Orientierung auf die Verteidigung von Mitbestimmung und Sozialstaatlichkeit. Forschungsperspektiven, die sich einem *neuen Reformismus* verpflichtet fühlten und damit offensiv über den Status Quo hinaus zielten<sup>18</sup> fanden sehr rasch kaum mehr Resonanz. Meine Vorstellungen einer *arbeitspolitischen Erweiterung von Interessenvertretung* erwiesen sich so rasch als ein ‚Luftschloss‘.<sup>19</sup>

Im heutigen Rückblick würde ich meinen, dass wir damals – ähnlich wie die optimistischen Kollegen im Mainstream, die zuversichtlich die Bewahrung, wenn nicht den

---

<sup>17</sup> Der geschäftsführende Direktor des Instituts, Gerd Peter hatte dazu als Koordinator des Forschungsbereichs, den ich 1988 von ihm übernahm, ganz wesentliche Impulse für die Auseinandersetzung mit den grundlagentheoretischen Debatten des Fachs gegeben – von der Theorie des kommunikativen Handelns über die Systemtheorie bis zu phänomenologisch geleiteten und institutionentheoretischen Ansätzen (Peter 1991), an die ich anknüpfte (Martens/Peter 1989, Martens 1992 und 1994).

<sup>18</sup> Peter von Oertzen (1984) hat schon früh die Bereitschaft zu einem solchen *neuen Reformismus* gefordert, während Walther Müller-Jentsch (1984) zum selben Zeitpunkt, mit Bezug auf von Oertzen, für ihn bis dahin wichtige Grundüberzeugungen ad acta legte, ohne die ein solcher Reformismus kaum zu denken war. Von Oertzen hat damals für den Fall, dass die deutsche Sozialdemokratie sich zu einem neuen Reformismus nicht aufrufen könne, ein Negativszenario möglicher Entwicklungen entworfen, das dem späteren von Robert Castel (2000) weitgehend entsprach. Von heute aus betrachtet hat es sich als ausgesprochen hell-sichtig erwiesen.

<sup>19</sup> Schlagend war für mich Mitte der 1990er Jahre ein Gespräch mit einem Kollegen, mit dem ich im Rahmen dieser konzeptionellen Überlegungen einige Jahre zuvor eng zusammengearbeitet hatte und der dann eine hauptamtliche Funktionärslaufbahn bei einer DGB-Gewerkschaft eingeschlagen hatte. Er hielt das Konzept nicht nur angesichts seiner seitherigen praktischen Erfahrungen für nicht realitätstauglich; er sagte mir auch sehr offen, dass er schon vor seinem Wechsel in die Praxis einige Skepsis gegenüber diesem Konzept gehabt habe.

Ausbau der sozialen Marktwirtschaft vor Augen hatten<sup>20</sup> - das längst in Gang gekommene neoliberale Rollback noch deutlich unterschätzt haben und dass unsere eigenen konzeptionellen Überlegungen zu schmal gewesen sind. Sicherlich waren sie ökonomisch zu blauäugig, und vielleicht waren wir auch zu einseitig darauf orientiert, uns kritisch vom Mainstream abzusetzen. Und dass wir unsere konzeptionellen Überlegungen gegen einen schon zunehmend stärker werdenden Trend durchzuhalten versuchten, hätte ich damals auch schon innerhalb des Instituts bemerken können. Denn unter den WissenschaftlerInnen, die wir neu einstellten, fanden sich mittlerweile auch schon die einen oder anderen, die universitär schon wieder ganz anders sozialisiert worden waren und für die die reformpolitische Dynamik der 1970er Jahre bereits weit zurückliegende Vergangenheit war.<sup>21</sup> Für einige mochten Ökologie- und Frauenbewegung wichtige Antriebe ihrer wissenschaftlichen Arbeit sein; aber andere waren auch stärker von systemtheoretischen Denkansätzen geprägt, als wir zunächst erwartet hatten.

Das Institut wuchs so weiter bis zum Ende der 90er Jahre, aber es gab auch Krisensymptome. Insbesondere ich brach mit meinen Forschungssträngen ein. Entweder hatten sie, wie die Gewerkschaftsforschung, keine Konjunktur mehr oder ich konnte, so in der Mitbestimmungsforschung, meine eigensinnigen Ansätze und Forschungskonzepte bei meinen bisherigen Feld- und Geldgebern gegen den stärker werdenden Mainstream nicht mehr durchsetzen. Auch gab es ganz allgemein erste Anzeichen dafür, dass der Raum für eigensinnige Akzentsetzungen im Rahmen der sich weiter entwickelnden Programmförderung schrumpfte. Vor allem aber bemerkten einige von uns an sich selbst unter dem Druck der erheblich gewachsenen Drittmittelanteile Symptome von Überlastung. Und schließlich wirkte sich nachteilig aus, jedenfalls ist das meine rückblickende Sicht, dass wir es zu keinem Zeitpunkt als ein strategisches Ziel angesehen haben, in den parallelen akademischen Diskursen der ‚Zunft‘ wenigstens die eine oder andere gezielte ‚Duftmarke‘ zu setzen. In dem Moment, in dem in der uns zugänglichen Programmförderung die letzten Reste der Schubkraft schwanden, die bis dahin noch immer von dem sozialdemokratischen Reformjahrzehnt her Wirkungen bewahrt hatte, musste das zu wachsenden Schwierigkeiten führen.

Rückblickend kann man vielleicht sagen: Die Hoffnung, wenigstens ein Stück weit ‚gegen den Strom‘ schwimmen zu können, erwies sich als irrig. Bestenfalls konnte man so gegen die Strömung an mit größten Anstrengungen eine Zeitlang seine Position halten. Aber vielleicht ist dieses Bild ohnehin etwas ‚schief‘, und man sollte besser sagen, dass wir versucht haben, uns auf ‚Trampelpfaden‘ abseits des gepflasterten Hauptweges zu halten. Nur wie findet man dann die richtige Richtung, wenn man

---

<sup>20</sup> Charakteristisch hierfür waren Mitte der 1990er Jahre die Erwartungen in eine Stärkung der betrieblichen Mitbestimmung und von Beteiligungen als ‚Mitbestimmung in der ersten Person‘ (Vgl. Hilbert/Schmidt 1994)..

<sup>21</sup> Wie sehr hier ‚der Wind gedreht hatte‘ konnte ich auch im Rahmen eines Lehrauftrags an der Universität Dortmund erleben. Die Soziologiestudenten, im Nebenfach, auf die ich traf, waren ausschließlich auf ‚prüfungsrelevantes Wissen‘ aus - wohl dosiert, in Form möglichst überschaubarer Texte,

immer wieder ‚mit einem Auge auf diejenigen schielt‘, die zügig auf der High Road voranzukommen suchen und dort letztlich die offizielle Richtung vorgeben? In den 1980er Jahren hatten wir noch einige Ressourcen für eine eher autonome eigene Orientierungssuche mobilisieren können. In den 90ern war das bei wachsenden Drittmittelanteilen kaum mehr möglich. Die Projektvolumina wurden im Durchschnitt kleiner und im jeweiligen Einzelprojekt war die Ressourcenausstattung, gemessen am Projektauftrag, zunehmend enger kalkuliert. Nicht dass wir keinerlei Anstrengungen in dieser Richtung mehr unternommen hätten, aber oft brauchten wir schon alle unsere Kräfte, um neue externe Kooperationspartner für eine aussichtsreichere nächste Projektakquise zu gewinnen. Die über mehr als ein Jahrzehnt erfolgreiche Konsolidierungsphase ging so, zunächst eher unmerklich, zu Ende. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts kippte sie dann aber eher abrupt.

## **5. Die Universität und der Markt: Massenuniversität, Wissenschaftsbetrieb, Partisanenkämpfe**

Die Beteiligung an der Gründung und Arbeit des ‚Forums Neue Politik der Arbeit‘ einer Dialogplattform für Gewerkschaften und gewerkschaftsnahe Wissenschaft – gemeinsam mit einigen Mitgliedern meiner Forschungsgruppe an der sfs – war zu Beginn des neuen Jahrhunderts noch einmal ein wichtiger Impuls. Auch rasch enttäuschte Hoffnungen auf einen Politikwechsel infolge der rot-grünen Regierungskoalition spielten im Hintergrund eine gewisse Rolle. Aber das neoliberale Rollback verschärfte sich eher.<sup>22</sup> 2005 lag nicht so nur meine weitere akademisch-wissenschaftliche Zukunft definitiv hinter mir. Mein später Versuch, mich zu habilitieren – nicht im Blick auf eine späte akademische Laufbahn sondern in der Absicht, meine Position an ‚meinem‘ Institut im Hinblick auf die absehbar weiter fortschreitende Reakademisierung unserer hochschulfernen Forschung und Beratung zu stärken – war gescheitert. Das gleiche galt für meinen, von mir selbst durchaus als aussichtsreich eingeschätzten Versuch, noch einmal ein grundlagentheoretisch ambitioniertes Projekt im Bereich der engeren Forschungsförderung zu akquirieren. Und überdies fiel dieser Misserfolg mit scheiternden Akquise-Anstrengungen von Kollegen aus meiner Forschungsgruppe zusammen, die mir signalisierten, dass wir in der ‚Forschungsförderungslandschaft‘ um uns herum allenthalben heftigem Gegenwind ausgesetzt waren. Gerade auch in der Programmförderung der verschiedenen für uns bislang wichtigen Förderungseinrichtungen zeigte sich, dass die Programmschreiber immer schon zu wissen meinten, welche Projektergebnisse zu erwarten wären. Was sie in Wahrheit wollten, das war Legitimationswissen für politisch schon feststehende Programme. Die wollten sie ‚wissenschaftlich‘ weiter untermauert haben – mit dem, was in der modernen ‚Wissensgesellschaft‘ nun als Wissenschaft galt. Wer im so abgesteckten Rahmen noch selbst eigensinnig Akzente setzen wollte, hatte schlechte Karten. Um ein Beispiel zu geben: Zusammen mit einigen Kollegen habe ich da-

---

<sup>22</sup> Zur Arbeit des Forums siehe dessen Homepage ([www.FNPA.eu](http://www.FNPA.eu)), sowie meine Bilanz zu seiner Entwicklung in den Jahren 2001 bis 2016 (Martens 2018b).

mals versucht innerhalb des 6. EU-Rahmenprogramms ein Forschungsprojekt unter dem Titel *Policy Learning on The Long Run* zu akquirieren. Es sollte darum gehen, anhand unterschiedlicher Forschungs- wie auch Politikansätze, die in den vorangegangenen Jahrzehnten in verschiedenen Mitgliedsstaaten der EU gemacht worden sind, zu lernen. Anknüpfend an ein durchgehend als sehr erfolgreich bewertetes Projekt unseres Kooperationspartners in Deutschland wollten wir in einem größeren Forschungsverbund ganz unterschiedlich gerichteten Zusammenhängen zwischen politischen Netzwerken und Forschergruppen im Hinblick auf erkenntnistheoretische wie praktische Innovationen nachgehen. Unsere These war, dass daraus im Hinblick auf die Entwicklung von angemessenen sozialen und politischen Innovationen angesichts langfristig strukturell aufgebauter neuer Herausforderungen für aktuelle Politik gelernt werden könne. Ein Grund für die Ablehnung des Antrags lautete ganz schlicht, dass es solches *Policy Learning on The Long Run* nicht gäbe. Mit anderen Worten: die Programmacher dachten Politik nur noch in Luhmanns Kategorien von Anschlusshandeln an systemische Prozesse – und deren Richtung war für sie eben systemisch mehr oder weniger festgelegt, und sie sahen sie in ihrem Forschungsförderungsprogramm angemessen beschrieben. Innovation wurde funktional darin eingepasst gedacht, also durchaus anders als von uns

An der immer noch auf ihre Drittmittelmärkte hin organisierten sfs waren solche Akquise-Einbrüche fatal – zumal Forschungsförderungsprogramme im nationalen Rahmen, aus denen wir lange Zeit noch recht gut ausgestattete Projekte hatten akquirieren können, zwei, drei Jahre zuvor ausgelaufen waren. Für das Institut deutete sich ein Umbruch an. Er wurde noch verstärkt dadurch, dass sich mit dem Ausscheiden der ersten noch verbliebenen ‚alt68er‘ ein Generationswechsel ankündigte, während gleichzeitig der allgemeine Druck in Richtung auf eine Reakademisierung unserer Arbeit zunahm. Für die Angehörigen meiner Generation gab es letztlich nur drei Alternativen:

- Man konnte versuchen sich anzupassen, indem man zum Beispiel auf Projekte ‚aufsprang‘, die jüngere KollegInnen akquirierten, die dem Trend der Zeit eher folgen konnten und mochten. Allerdings gab es solche Projekte zunächst einmal nicht gerade reichlich. Sie setzten ein gewisses Umsteuern des Instituts voraus - und das zu realisieren war schwierig – und auf seine Art durchaus anspruchsvoll.
- Eine zweite Möglichkeit lag darin, u.a. mittels zeitweiliger ‚Kurzarbeit‘<sup>23</sup> Einbrüche der eigenen Akquise zu überbrücken und so zu versuchen, auf bestimmten thematischen Feldern doch noch die Kontinuität bisheriger Arbeitsforschung und arbeitspolitischen Engagements zu wahren. Einigen Kollegen meines Forschungsbereichs ist das im Themenfeld *Arbeit und Gesundheit*

---

<sup>23</sup> Kurzarbeit ist hier ein Wortspiel. Gemeint ist die Bereitschaft Einzelner, befristet auf eine halbe Stelle zu gehen, so den Personalkostenetat des Instituts zu entlasten, zugleich aber verstärkte Akquiseanstrengungen in den ‚alten‘ Bahnen zu unternehmen. Basis dessen war eine immer noch wirksame breite Grundorientierung nach der alle unbefristet am Institut beschäftigten WissenschaftlerInnen bereit waren, zum Zwecke der Sicherung der Forschungsorientierungen des Instituts und zugleich der dafür unverzichtbaren Betriebsförmigkeit seiner Organisation ggf. sogar auf tarifvertraglich gesicherte Ansprüche zu verzichten.

nach längerer ‚Durststrecke‘ mit bemerkenswertem Erfolg gelungen – nicht zuletzt dank des hohen Engagements des früheren geschäftsführenden Direktors der sfs, der – schon im Ruhestand – seine große Professionalität weitgehend ohne entsprechende finanzielle Vergütungen weiter einbrachte.

- Die dritte Möglichkeit schließlich, die ich gewählt habe, bestand darin, solche Akquiseanstrengungen zwar noch aktiv zu flankieren, mich selbst aber über eine Mischung aus Vorruhestandsregelung und in Grenzen noch halbwegs erfolgreicher Akquise<sup>24</sup> zunehmend neu zu orientieren. Es galt aus meiner Sicht, die offenkundig gründlich veränderte Lage zum Anlass zu nehmen, sehr grundlegend und neu darüber nachzudenken, wie auf die fortschreitend verheerenden sozialen, ökologischen und politischen Folgen des epochalen neo-liberalen Rollbacks mit den begrenzten eigenen arbeitsforscherischen wie arbeitspolitischen Mitteln zu reagieren sei.

Das lief also für den Rest meiner Erwerbsbiographie auf die Sicherung von einer Art Nische hinaus, von der aus ich meinen persönlichen ‚Neuanlauf‘ in Angriff nehmen wollte und zugleich sowohl die weitere Entwicklung der sfs als auch die Anstrengungen meiner alten Forschungsgruppe aus der Nähe beobachten konnte. Zugleich gewann ich einigen Spielraum, um mich, als Einzelner und im Grunde nicht mehr so sehr als Repräsentant einer sfs, deren Profil sich längst zu ändern begonnen hatte, an einer laufenden Debatte der Arbeits- und Industriesoziologien zu beteiligen. In Ihr ging es anfangs um Selbstverständnis und die Krise des Fachs. Dessen Zukunft als akademisches Fach machte mir zwar wenig Sorgen. Aber ich hatte, ähnlich wie einige befreundete Kollegen aus anderen Instituten, einige Zweifel an der Zukunftsfähigkeit einer Industriesoziologie, die einmal mehr hatte sein wollen als eine soziologische Spezialdisziplin. Beendet wurde die Debatte schließlich in dem Grundtenor, dass es sich um eine Art Neuvermessung des Fachs handele.<sup>25</sup> Ich publizierte erfolgreich u.a. in einer renommierten sozialwissenschaftlichen Zeitschrift, und das war gar nicht einmal unbeachtlich. Für ein Institut wie die sfs mit ihrer gewachsenen Distanz zum engeren akademischen Diskurs waren hoch gerankte sogenannte ‚referierte Zeitschriften‘, in denen Aufsatzangebote vor ihrer Veröffentlichung eine positive Begutachtung zweier Gutachter erforderten, seit Jahren kaum zu erreichen. Dies sicherlich auch deshalb, weil das Institut Veröffentlichungen dort nie als ein ernstliches strategisches Ziel angesehen hatte. Ich selbst kam darüber, erstmals seit etwa zehn

---

<sup>24</sup> Auch ich wollte nun nicht derjenige sein, der nun als erster den langjährig von mir selbst immer mitbeförderten Grundkonsens plötzlich in Frage stellte, auch wenn ich sah, auch wenn ich klar sah, dass sich die sfs rasch und in großen Schritten von ihrer alten Forschungsorientierung entfernte. Leicht gemacht wurde mir das dadurch, dass ich nicht nur die tarifliche vereinbarte Altersteilzeitregelung nutzen konnte, sondern dass mir für die Wahrung meiner Kontinuitätsansprüche und meiner persönlichen Unabhängigkeit zu Gute kam, dass ich nach langjähriger ununterbrochener Beschäftigung und Dank ein wenig ererbten Vermögens über eventuelle finanzielle Einschränkungen nicht weiter nachdenken musste.

<sup>25</sup> Siehe dazu meine Buchveröffentlichung *Industriesoziologie im Aufbruch* (Martens 2007), sowie meine Aufsatzveröffentlichungen *Ende der Debatte heißt nicht Ende der Krise* (Martens 2008) und *Krise der Industriesoziologie und/oder neue Formen der Wissensproduktion?* (Martens 2008a). Zu Dieter Sauer's *historischem und subjektivem Blick in die Zukunft* der Industriesoziologie die einmal *mehr als eine akademische Disziplin* hatte sein wollen vgl. Sauer (2008b).



Jahren, wieder in engeren Kontakt mit diesem engeren akademischen Diskurs – und der war für mich sehr aufschlussreich. Es gab einige positive Resonanzen. Aber Ich hatte in meinem Aufsatz einen seinerseits polemischen Aufsatz eines Professoren-Kollegen, meinerseits nicht ohne Polemik, pointiert kritisiert. Von mehreren Seiten signalisierten mir andere Lehrstuhlinhaber, dass dies ungehörig sei, wenn nicht sogar fraglich sei, ob ich dafür die erforderliche Kompetenz besäße. In einem Fall wurde mir ‚die Freundschaft aufgekündigt‘. Ich war überrascht. Mit solchen Verhaltensmustern aus ganz alter Zeit hätte ich kaum gerechnet. Ich hatte mich offenkundig als ‚Grenzgänger‘ sehr selbstbewusst auf ein Terrain begeben, das mir einige der Größen der akademischen Disziplin schlicht nicht zubilligten.

Mich machte das nachdenklich. Mir wurde nun wirklich klar, dass man, bildlich gesprochen, in ‚Nischen‘ oder auf ‚Trampelpfaden‘ von denen, die auf der ‚High Road‘ des Fachs Richtung und Tempo vorgaben, kaum noch registriert und dann mit einem solchen Auftritt als ‚Störenfried‘ angesehen wurde. Hier galten zudem ganz offenbar wieder neu erstandene alte Regeln, die ich gefälligst einzuhalten hätte. Trotz der einen oder anderen positiven Resonanz bewertete ich das Ergebnis meiner Anstrengungen daher neu, denn ich sah nun klarer die Grenzen meiner Möglichkeiten: für die Weiterentwicklung des akademischen Faches würden meine letztlich punktuellen Interventionen folgenlos bleiben. Es orientierte sich selbstbezüglich und selbstgenügsam an selbstgesetzten Maßstäben – und es war ein Stück weit auch jener *Jahrmarkt der Eitelkeiten*, auf den ich hier traf und den ich knapp zehn Jahre zuvor schon einmal in einem Gedicht kenntlich zu machen versucht hatte.<sup>26</sup>

Drei Jahre später habe ich dann Reinhard Brandts Buch *Wozu noch Universitäten* gelesen. Er geht darin weit ausholend der Entwicklung bis hin zur heutigen Massenuniversität nach. Ich habe das in der Einleitung zu diesem Essay bereits umrissen. Aber er äußert sich auch sehr dezidiert zum Zustand der Universität, insbesondere der Geisteswissenschaften heute, und er konstatiert für die jüngste Entwicklung im Zeichen der Bologna-Reform *eine Tendenz zur Spaltung in zwei Lager*. Die eine

---

<sup>26</sup> Ich will das Gedicht hier einfügen. Es trifft meines Erachtens den Punkt – und es schließt ganz gut an die Ausführungen an, die Reinhard Brandt 2011 für die Charakterisierung der Geisteswissenschaften nach Bologna gefunden hat: ***Jahrmarkt der Eitelkeiten*** / „Die Referenten hier machen schon einiges her.“ / „Beachtlich, dass ihr auch den da gewonnen habt.“ / „Ach das ist der Müller-Meier-Schultze? / Hatt‘ ich mir ganz anders vorgestellt, und wer ist der?“ // „Sieh an, auch hier Herr Müller, also ihr Aufsatz, / Im Journal, letzten Monat, wirklich á la bonne heure!“ – / Und bei sich: „Na, kaum Neues, an sich für die Katz, / Aber wenn Du einmal so im Geschäft bist wie der...“ // „Man sollte sich freilich auch nicht so verbiegen / Wie der Schleimer dort drüben“, denkt ein anderer, „der H./ Der wird sowieso diesen Lehrstuhl nicht kriegen. / Der ist längst anders vergeben, das ist ziemlich klar.“ // Das Büfett ist schmackhaft, der Small-Talk ganz nett, / Die Tagung ansprechend - und recht gut besucht. / Man war dabei, der Tag war schon richtig gebucht – / Doch hier auch Referent sein, wär‘ schon gut für’s Renommee‘. // Aber nur so dabei zu sein, ist ihm auch schon ganz recht. / Kontakte knüpfen und Pflegen / Sich souverän auf diesem Parkett bewegen / Das erscheint am Ende doch auch gar nicht so schlecht. // Tja, er ist mal ganz anders angetreten, / Unter wahrheitssuchender Akteursfiktion. / Dächte er jetzt dran, wär‘ er vielleicht etwas betreten? / Ach was, hier geht’s vor allem um Reputation!

Richtung bediene sich nach wie vor *einer Wissenschaftssprache, die sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts wenig geändert hat*. Hier gehe es noch um wissenschaftliche Erkenntnis. Die andere, so fährt er dann fort

*prunkt mit einem technizistischen Vokabular, einem Schellengeläute des Medialen, das in den Kulturwissenschaften, zu denen viele Fächer mutierten, in allen Universitäten zu hören ist. Der "linguistic turn" wird in Wortpiouetten vollzogen, die jede Nachfrage nach genauerer Bedeutung als bäuerisch erscheinen lassen. (...) Worthülsenakrobatik im Niemandsland der Unverbindlichkeit (...) Das ist ja gerade das Schöne an der neuen Redeweise und Begrifflichkeit, dass sie kein Verständnis fordert, weil es nicht mehr darauf ankommt, wissenschaftliche Erkenntnisse vorzutragen. Wenn alle Sprache sowieso ein Heer von wandernden Metaphern ist, wenn die wankende Sprache selber denkt, dann ist König, wer die schönsten Wörter vortanzt oder tiefsinnige Etymologien vor sich hin raunt, von Denken und Danken, und alle staunen in Ehrfurcht. Eine bloße Verneinung löst den interkulturellen Blasen-Zauber auf.<sup>27</sup>*

Ich will diese Einschätzung überhaupt nicht eins zu eins auf meine Erfahrungen mit dem akademischen Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie übertragen – schon deshalb nicht, weil der, unbeschadet gewachsener systemtheoretischer Einflüsse, doch noch nicht so in der ‚Wissensgesellschaft‘ angekommen ist, die Brandt hier im Auge hat. Aber für mich ist doch unübersehbar geworden, dass ich es im akademischen Mainstream zunehmend mit einem Wissenschaftsbetrieb zu tun bekam, sofern ich mich auf ihn einließ, der von dem allgemeinen Trend nicht unbeeinflusst geblieben ist, den Reinhard Brandt höchst treffend charakterisiert hat. Er spricht unter anderem kritisch von *unwürdiger Selbstanpreisung*, dem *Drittmittel- und Exzellenzsystem*, dazu einem *Lohndumping in der Lehre*. Das neue Paradigma der Schule hat, zusammen mit einer wachsenden Abhängigkeit von Marktgängigkeit an außerwissenschaftlichen Märkten, auch an den Universitäten Platz gegriffen. Aber ich würde auch noch die enge Verschränkung von solcher neuen Marktnähe und neu erstehenden alten akademischen Ritualen als charakteristisch ansehen. Meine unmittelbaren Erfahrungen mögen begrenzt sein, aber sie fügen sich in das allgemeine Bild, das andere kritische Geister gezeichnet haben.

## **6. Abschied vom Wissenschaftsbetrieb – und weiter unterwegs**

Allerspätestens wenn ich in diesem Zusammenhang die Attribute der Selbstbezüglichkeit und Selbstgenügsamkeit einmal mehr betone, gerate ich in die Nähe des Arendt-Zitats, das ich als ein Motto diesem Essay vorangestellt habe – auch wenn sie diese Sätze aus einem ganz anderen Zusammenhang heraus formuliert hat. *Weil sie des gleichen Geistes Kinder sind, sind Wissenschaft und Religion gleich feindlich dem Denken. Denn das Denken ist die originale Tätigkeit des Menschen im Felde des Nicht-Wissbaren*, hat sie geschrieben. Da geht es darum, dass die modernen Wissenschaften, insbesondere die Naturwissenschaften die Religion als maßgebli-

---

<sup>27</sup> Zitiert nach Brandt 2011,146

che Instanz der Deutung von Welt beerbt haben. Und es geht dann weiter darum, dass solche Deutungen in einem Gefühl gemacht und verstanden worden sind – und zwar weit über das nun wirklich wissenschaftsgläubige 19. Jahrhundert hinaus –, dass auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis Wahrheiten verkündet werden könnten. Zugleich haben sich so in den Institutionen der Wissenschaft immer wieder ‚Lehrmeinungen‘ entwickelt und lange Zeit behauptet, von denen Max Plank einmal sinngemäß gesagt hat, sie verschwänden frühestens dann, wenn ihre führenden Repräsentanten verstorben seien. Es geht also zugleich immer auch um machtbesetzte Prozesse und vermachtete Strukturen in denen solches wissenschaftliche Wissen durchgesetzt und behauptet wird.

Hinzu kommt ein weiterer Punkt, auf den vor allem Pierre Bourdieu früh hingewiesen hat. In einem Interview aus dem Jahr 1991 hat er unter der Frage *Was anfangen mit der Soziologie?* Davon gesprochen dass sie *eine Art von Paria-Wissenschaft* sei, zu einer *schwierigen und immer bedrohten Existenz* verdammt. Unter Bezugnahme auf ein Buch von Wolf Lepenies erklärt er dazu, es gehe hier um

*die Geschichte der Beziehung zwischen Soziologie, Naturwissenschaften und Literatur. Es ist ein Buch, das die unglückliche Situation dieser Disziplin verständlich macht, die immer ein Bastard war, hin- und hergerissen zwischen der Literatur auf der einen Seite und der Wissenschaft auf der anderen Seite; und auch, was Lepenies vergisst, zwischen der Wissenschaft und der Politik, zwischen der Strenge eines für Gleiche und Experten bestimmten Diskurses und den Leichtigkeiten und Gefälligkeiten eines für Nicht-Spezialisten bestimmten Diskurses.<sup>28</sup>*

Bourdieu vervollständigt hier also das von Lepenies aufgespannte Beziehungsgeflecht, beziehungsweise die ganz unterschiedlichen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bezugssysteme, innerhalb derer Soziologen sich als Wissenschaftler und Intellektuelle bewegen.<sup>29</sup> Den Versuch zur Entwicklung und Konsolidierung einer politiknahen anwendungsorientierten empirischen Arbeitsforschung, den wir an der sfs unternommen haben, kann man hier einordnen. Man sieht dann sofort, dass er sehr ambitioniert gewesen ist. Damit aber gewinnt das zweite Zitat Bourdieus aus einem anderen Interview aus den 1980er Jahren - 2005 in seinen Schriften über *Die verborgenen Mechanismen der Macht* neu zusammengestellt und veröffentlicht –, das ich diesem Essay gleichermaßen vorangestellt habe, noch einmal besonderes Gewicht. Er sagt:

*Ich muss sogar gestehen, dass ich immer wieder von der ein wenig indozenten Naivität erstaunt und ein bisschen schockiert bin, mit der die Spezialisten der Reflexion, die die Intellektuellen doch sind, ihre sozialen Antriebe ignorieren. Ich kann nicht umhin, darin einen professionellen Fehler zu sehen.*

---

<sup>28</sup> Zitiert nach Pierre Bourdieu 2005, 137.

<sup>29</sup> Dass dabei für mich als auch Literaturwissenschaftler bereits Lepenies Grundmodell einen hohen Reiz hat, liegt auf der Hand.

Ich denke, dass ich selbst auch diese Erfahrung während meiner Erwerbs- und Berufsbiographie in ganz ähnlicher Weise immer wieder gemacht habe. Sei es, dass mir Kollegen begegnet sind, für die recht bald die eigene Karriere im Wissenschaftsbetrieb zu einem immer wichtigeren Motiv oder auch zur Quelle eines deutlich neu präsentierten Selbstbewusstseins geworden sind – und dass so für sie unter der Hand die Maßstäbe des akademischen Betriebs der Zeit zunehmend wichtigen geworden sind. Sei es dass ich in ‚meinem‘ Institut erlebt habe, wie unter einem mit erfolgreichem Größenwachstum gestiegenen Akquisitionsdruck – und bei zugleich wachsendem ‚Gegenwind‘ für den Typus von Forschung, der für uns lange orientierend gewesen ist - die Orientierungen an Gewicht verloren, die zu Beginn unserer Arbeit zutiefst prägend gewesen sind. Erfolgreiche Akquise unter schwieriger werdenden Bedingungen wurde naheliegender Weise gefeiert; aber zugleich nahm die Bereitschaft zu, bei den inhaltlichen Ansprüchen, mit denen man einmal angetreten war, mehr oder weniger weitgehende Abstriche zu machen. Im einen oder anderen Fall droht so am Ende der reine Markterfolg zum allein ausschlaggebenden Kriterium zu werden. Aber eine solche Vermarktlichung von Wissenschaft droht so zuletzt wissenschaftliche Standards zu zersetzen. Wie Colin Crouch in seinem letzten Buch dargelegt hat, ist genau dies bei dem Neoliberalen *Friedrich Hajek* erklärtes Programm.<sup>30</sup>

Insofern ist mir mein *Abschied vom Wissenschaftsbetrieb* am Ende meiner Erwerbsbiographie nicht allzu schwer gefallen. Und das gilt zuletzt für beide Varianten, mit denen ich meine Erfahrungen gemacht habe: also für den selbstbezüglichen, selbstgenügsamen und bisweilen auch selbstgefälligen Wissenschaftsbetrieb im akademischen Mainstream wie auch für die betriebsförmig organisierte anwendungsorientierte Forschung, die ich an der sfs selbst mit vorangetrieben habe. Ich habe diesen Abschied vielmehr als Chance zu neuer größerer Unabhängigkeit bei fortgesetzter wissenschaftlicher Arbeit angesehen. *Wissenschaft ist eine wunderbare Angelegenheit, solange man nicht von ihr leben muss.* Dieses Einstein-Zitat habe ich aus wohl überlegten Gründen als Motto für meine Homepage gewählt, über die ich seit Ende 2010 meine seitherige arbeitswissenschaftliche, arbeitspolitische und publizistische Arbeit strukturiere. Und ich habe diese Unabhängigkeit als ähnlich befreiend erlebt wie meine Studienzeit etwa vierzig Jahre zuvor - vor allem in der Phase meines Hauptstudiums, in der ich wissenschaftlich schon halbwegs in der Lage war, selbststeuernd Akzente für mein Studium zu setzen und dazu die Spielräume zu nutzen, die ich im Ergebnis der Studentenbewegung an der damaligen Universität noch vorgefunden habe.

Gleichwohl, neue frustrierende Erfahrungen mit dem Wissenschaftsbetrieb konnten auch in den letzten sieben Jahren nicht ausbleiben. Meine Homepage war, nicht nur das Instrument der Wahl, um mich in meiner weiteren wissenschaftlichen Arbeit neu zu organisieren. Sie war auch strategisch eine *Kunst der Aushilfen*, um publizistisch gewisse Resonanzen zu erzeugen. Dabei zielten meine Überlegungen auf eine Art

---

<sup>30</sup> Siehe dazu Colin Crouch (2015): *Die bezifferte Welt. Wie die Logik der Finanzmärkte das Wissen bedroht.*

‚Doppelstrategie‘. Nicht nur durch Vernetzung mit einigen anderen Internetauftritten, sondern auch durch Buchveröffentlichungen, aber auch Aufsätze in politischen wie wissenschaftlichen Zeitschriften hoffte ich, die Aufmerksamkeit für meine Homepage erhöhen und so nach und nach unterschiedliche Gruppen von Adressaten erreichen zu können. Auf meiner Homepage hat sich die Zahl eingestellter Aufsätze und Essays in sieben Jahren von 30 auf etwa 70 mehr als verdoppelt. Das Themenspektrum hat sich zugleich zu philosophischen und literarischen Themen hin erweitert. In politischen Zeitschriften veröffentliche ich immer wieder Artikel mit arbeitspolitischen Schwerpunkten. Ob ich mit Buchpublikationen, deren Schwerpunkte inzwischen etwas breiter streuen, noch über das Spektrum kleinerer politischer und wissenschaftlicher Verlage hinauskomme, bei denen man froh sein muss eine verkaufte Auflage von vielleicht 500 Exemplaren zu erreichen, steht dahin. Gut nachgefragte Aufsätze auf meiner Homepage werden im ersten Quartal nach Erscheinen dort gelegentlich bis zu 250 Mal heruntergeladen. Bei wissenschaftlichen Zeitschriften habe ich Bemühungen um Veröffentlichungen nach mittlerweile überschlägig etwa zehn vergeblichen Versuchen in den letzten sieben Jahren inzwischen eingestellt. Wichtiger sind mir ohnehin meine anderen publizistischen Aktivitäten, die in engerem Zusammenhang zu meinem arbeitspolitischen Engagement stehen. Auch kann ich nicht verhehlen, dass mich manche der arbeitssoziologischen Debatten im akademischen Mainstream mittlerweile zu langweilen beginnen. Ich verfolge sie weiter als ‚Pflichtlektüre‘ im Hinblick auf mein weiter fortgesetztes arbeitspolitisches Engagement.

Auf meine Erfahrungen mit wissenschaftlichen Zeitschriften möchte ich an dieser Stelle aber doch noch etwas genauer eingehen. Selbstverständlich haben Zeitschriftenredaktionen ihr gutes Recht, Angebote ablehnend zu bescheiden. Auch werden meine Manuskripte nicht alle von gleicher hoher Qualität gewesen sein. Und nicht von der Hand zu weisen ist auch, dass man im (Un)Ruhestand in der Wahrnehmung der ‚Zunft‘ noch etwas weiter an den Rand eventueller Aufmerksamkeit rückt. Aber es sind am Ende doch eher die, immer höflich formulierten Begründungen für solche Ablehnungen, die meine in den voranstehenden Abschnitten getroffenen Einschätzungen bestätigt und mich zu dem Entschluss veranlasst haben, weitere Versuche nicht mehr zu unternehmen. Ganz überwiegend erklärte man meine Manuskripte für interessant, auch wolle man kein Urteil über ihre wissenschaftliche Qualität fällen, aber sie ‚passten nicht zum Design‘ der jeweiligen Zeitschrift, hätten nur ein verhalten positives, hingegen aber ein zweites sehr kritisches Gutachterurteil bekommen usw. Erkennbar war es in ein, zwei Fällen aber auch die starke arbeitspolitische Akzentsetzung meiner Angebote, die man nicht wollte. Drei der Ablehnungsgründe aus den letzten drei Jahren waren besonders vielsagend. Ein Beitrag zu einer Debatte, die im Vorjahr von anerkannten Größen der Profession geführt worden war, wurde zunächst bemerkenswert positiv beurteilt. Aber dann meinte die Redaktion der Zeitschrift, doch noch ein weiteres Gutachten weinholen zu sollen. Und das kam zu dem Schluss, es wäre doch viel besser, wenn mein Beitrag als Kommentar zu dieser Debatte in einer anderen Zeitschrift veröffentlicht würde. Im Klartext hieß das für mich, dass man einen kritisch-konstruktiven Beitrag von mir in einer Debatte unter den anerkannten Größen der Zunft schlicht und ergreifend für deplatziert hielt. In einem

zweiten Fall erklärte man mir, ich hätte meinen sehr politischen Aufsatz wohl eher irrtümlich einer politikwissenschaftlichen Zeitschrift angeboten. Ich erwiderte verwunder, dass Politikwissenschaft doch wohl mit Politik zu tun habe. Im letzten Fall schließlich erhielt ich auf ein Angebot auf einen Call for Papers hin eine akademisch äußerst höflich formulierte Absage, die ich im Klartext für mich nur wie folgt ‚übersetzen‘ konnte: Sie bieten zum Thema ein höchst interessantes ‚Kuchenrezept‘ (also einen theoretischen Zugriff) an. Wir denken aber nicht, dass sie dafür wirklich die erforderlichen ‚Zutaten‘ (also die entsprechende Empirie) haben. Schon gar nicht denken wir daher, dass sie einen solchen ‚Kuchen wirklich backen können‘ (also schicken sie uns bitte keinen Aufsatzentwurf).

Ich habe die Beispiele hier so präsentiert, dass die konkreten Fälle nicht identifizierbar sind. Es geht mir allein darum, mit ihnen mein zuvor gezeichnetes Bild nochmals zu illustrieren: Im Wissenschaftsbetrieb haben nach den Impulsen des kurzen sozialdemokratischen Jahrzehnts der 1970er Jahre nunmehr vierzig Jahre eines neoliberalen Rollbacks ihre deutlichen Spuren hinterlassen. Im akademischen Mainstream unserer modernen ‚Wissengesellschaft‘ begegnet einem eine ungute Mischung von stetig gewachsener Marktnähe und –Abhängigkeit einerseits, wiederbelebten alten akademischen Mustern und Ritualen andererseits. Eine Kritik, wie sie Pierre Bourdieu bereits früh in den 1980er Jahren an den Intellektuellen geübt hat, ist daher heute aktueller denn je. Mit ihr umzugehen ist die Herausforderung, mit der sich allererst die SozialwissenschaftlerInnen, die heute innerhalb dieses Wissenschaftsbetriebs arbeiten, auseinandersetzen müssen – im Übrigen unter Bedingungen, die auch dadurch gekennzeichnet sind, dass heute nahezu 85% der WissenschaftlerInnen an deutschen Universitäten nur befristete Verträge haben, was die Sache nicht gerade leicht macht. Für mich gilt all das nicht mehr in gleicher Weise. Und ich denke, dass es bei meinem Rückblick auf die fünfzig Jahre seit Beginn meiner Studienzeit sehr gut nachvollziehbar ist, dass ich die inzwischen sieben Jahre meiner ‚nachberuflichen‘ wissenschaftlichen und publizistischen Arbeit erneut als befreiend empfunden habe – so wie seinerzeit meine Aufbruchsjahre als ‚später 68er‘ auch. Was ich heute für mich konstatieren kann, ist aber auch – über manche Brüche und Lernprozesse hinweg - eine deutliche Kontinuität meiner arbeitswissenschaftlichen wie –politischen Arbeit, die, ausweislich meiner neueren Bücher und der Texte auf meiner Homepage zunehmend auch die Produktion philosophischer und literarischer Texte einschließt. Und ich denke, dass ich im Blick auf solche Kontinuitäten über unvermeidliche Brüche und unumgängliche Lernprozesse eine Aussage auch für mich zu gewissem Grade in Anspruch nehmen kann, die ein Großer aus Philosophie und Literatur, nämlich Albert Camus, für sich formuliert hat, als er schrieb:

*...dass ich doch wenigstens eines mit Gewissheit weiß, dass nämlich ein Menschenwerk nichts anderes ist als ein langes Unterwegssein, um auf dem Umweg über die Kunst die zwei oder drei einfachen, großen Bilder wiederzufinden, denen sich das Herz ein erstes Mal erschlossen hat.*

Den Umweg über die Kunst bin ich sehr lange Zeit nicht gegangen; aber sie ist mir - in Form meiner Lyrik oder in literarischen Essays - den beiden letzten Jahrzehnten

zunehmend wichtiger geworden. Und selbstverständlich bin ich nicht so vermessen, mich auf diesem Feld, oder auf dem der Philosophie mit dem *literarischen Philosophen* und *philosophischen Literaten* Albert Camus zu vergleichen. Worum es mir bei dem Zitat vielmehr geht ist die Betonung des Durchhaltens bestimmter, im Grunde sehr weniger Motive, also der *zwei oder drei einfachen, großen Bilder*, die am Beginn des eigenen bewussten Unterwegsseins wichtig wurden, an denen man sich immer wieder orientiert hat und die auch für das weitere Unterwegssein wichtig bleiben werden.

## 7. Schlussbemerkungen

Dies ist ein Essay, also mein tastender Versuch als ‚später 68er‘ nach 50 Jahren einen ‚Blick zurück nach vorn‘ zu werfen. Der dient allererst der Selbstvergewisserung auf meinem weiteren Weg. Anderen, die sich heute aufmachen, mag er die eine oder andere Anregung geben. Für mich erwies er sich als außerordentlich nützlich. Erst im Zuge der Arbeit an diesem Text, in den wiederholten Arbeitsdurchgängen also, gewannen manche Einschätzungen, die ich zunächst für gut gesichert hielt, neue und schärfere Konturen – etwa bei der Reflexion von Kernaussagen einzelner Kapitel in ihrem wechselseitigen Bezug aufeinander oder beim vertieften Nachsinnen darüber, ob und wie sich Selbsteinschätzungen im Verlauf der fünfzig Jahre verändert haben, und weshalb. Ich war mir zum Beispiel ziemlich sicher gewesen, mich selbst im Verlaufe meiner Erwerbsbiographie immer ganz gut im Blick gehabt zu haben – gerade weil arbeitswissenschaftliche und arbeitspolitische Motive darin von Beginn an immer eng miteinander verschränkt waren. Umso überraschter war ich, als ich im Zuge der Arbeit an diesem Essay bemerkte, dass ich für ‚meine wilden 70er Jahre‘ über so gut wie keine Tagebuchaufzeichnungen mehr verfügte, wohl aber über ein, zwei Ordner mit Arbeitstexten aus der frühen Phase meiner Wissenschaftlerlaufbahn. Tagebuchaufzeichnungen, die mein Nachdenken über mich bei meiner Arbeit zum Gegenstand hatten, gab es für den kurzen kritischen Übergang vor Beginn meines Studiums und dann wieder beginnend mit dem selbstkritischen Nachdenken am Ende der ‚wilden 70er Jahre‘ – von da an dann stetig, aber in unterschiedlicher Dichte.

Ich habe mich also keineswegs immer selbst mit der Genauigkeit im Blick gehabt, die mir in meiner späteren Entwicklung zunehmend wichtig wurde. Gerade in den Jahren, in denen ich mich als angehender Arbeitswissenschaftler und Konfliktforscher von einem überhöhten politischen Anspruch habe leiten lassen und andere auf die Bedingungen ihres Handelns in den damals aufbrechenden sozialen Konflikten verwiesen wollte, habe ich mir relativ wenig Rechenschaft über die Bedingungen meines eigenen Handelns gegeben. Auch ab Ende der siebziger Jahre liegen mir wieder Tagebuchaufzeichnungen vor. Zusammen mit denjenigen Kollegen, mit denen ich aus den Antrieben aus unserer Studentenbewegung heraus an der sfs aufgebrochen war, war ich damals in konfliktreichen Prozessen, und bisweilen nicht ohne eigene Verunsicherung, darum bemüht unseren gemeinsamen Forschungsansatz erfolgreich zu verteidigen. Aber merkwürdigerweise sind alle Arbeitspapiere nicht mehr

vorhanden, die wir damals zu unserer kollektiven Selbstverständigung und auch im Hinblick auf eine institutsöffentliche Auseinandersetzung geschrieben haben. Es waren nach meiner Erinnerung letzte Versuche, unsere eigenen Vorstellungen im Rückgriff auf die Marxsche Theorie zu begründen. Ich habe so Gründe dafür gefunden, nach Abschluss dieses Essays drei mir wichtige und jeweils theoretisch ausgesprochen gehaltvolle Sätze von neuem, und aufeinander bezogen zu reflektieren, von denen ich in diesem Essay bislang nur einen zitiert habe:

Willi Pöhlers Satz, es gehe für eine phänomenologisch geleitete Sozialforschung darum, soziale Konflikte von unterschiedlichen theoretischen Bezugssystemen aus, also multidisziplinär zu untersuchen und durch ihre so mögliche Simulation *die Handelnden auf die Bedingungen zu verweisen, an die sie gebunden sind*, ist derjenige, der lange Zeit für mein Selbstverständnis als empirischer Arbeits- und Konfliktforscher bestimmend war. Hannah Arendts *Maxime die Menschen zu handelnden Wesen zu machen*, ist der zweite. Beide Sätze zielen in die gleiche Richtung, nämlich darauf, die Handelnden als Subjekte ernst zu nehmen, sie bei der Entfaltung ihrer Subjektivität zu unterstützen und damit zugleich den besonders herausgehobenen Wahrheitsanspruch der Wissenschaftler zu relativieren. Der dritte Satz schließlich stammt aus den *Maximen und Reflexionen* Johann Wolfgang Goethes und lautet: *Der Handelnde handelt immer gewissenlos; es hat niemand Gewissen als der Betrachtende*. Joachim Schumacher hat in seinem Buch *Die Angst vor dem Chaos* zutreffend darauf hingewiesen, dass man diesen Satz nicht moralisch interpretieren darf. Dann nämlich verweist er auf die Zwänge unter denen alles Handeln geschieht, das zudem immer in unvollständiger Kenntnis der Bedingungen und möglichen Nebenfolgen vollzogen werden muss. Zu handeln bleibt also, bei aller Anstrengung um sorgfältige wissenschaftliche Fundierung, immer ein Wagnis. Und noch anspruchsvoller wird es dann, wenn man versucht stets auch sich selbst als Handelnden vor Augen zu behalten, also zu reflektieren, was dieses Handeln jeweils mit einem selbst macht.

Für die knapp dreißig Jahre meiner wissenschaftlichen Arbeit an der sfs, die auf die ‚wilden 70er Jahre‘ folgten, habe ich, bei Distanz zum Mainstream der Profession, von zunächst erfolgreicher Konsolidierung, danach gesteigertem Selbstbewusstsein, schließlich aber von so etwas wie einem ‚erfolgreichen Scheitern‘ gesprochen. Für mich war das eine Wissenschaftlerbiographie in wechselnden Forschungsgruppen und unterschiedlichen Funktionen, aber, unbeschadet mancher Ausdifferenzierungen mit hoher Kontinuität bei der Wahl der Forschungsgegenstände und ihrer Konzeptionierung. Die Arbeit an diesem Essay hat mir klar gemacht, dass es in dieser Zeit nie wieder vergleichbar intensive kollektive Selbstverständigungsprozesse gegeben hat, wie zuletzt im Ausgang der 1970er Jahre - wohl aber manchen intensiven Austausch über wissenschaftliche Selbstverständnisse gerade auch in den Jahren danach. Der Blick zurück auf diese knapp dreißig Jahre ist freilich immer auch ein subjektiver Blick auf ‚meine‘ Institutsgeschichte. Ich bin sicher, dass KollInnen, mit denen ich lange Jahre eng und intensiv zusammengearbeitet habe, in ‚ihrer‘ Institutsgeschichte andere Akzente setzen würden. Und ganz selbstverständlich stellt sie sich für diejenigen



anders dar, die nicht wie ich zu der jungen, unerfahrenen aber hoch motivierten Anfangsgeneration gehörten, vielleicht ein Jahrzehnt später hinzukamen und die Entwicklung der Konsolidierungsphase dann sehr nachhaltig mit gestaltet haben.

Zuletzt schließlich scheinen mir noch einige knappe Bemerkungen im Blick auf unsere heutige Lage angezeigt. Wir leben nach nunmehr vierzig Jahren eines stetig neu forcierten neoliberalen Rollbacks gegen die institutionell verfassten Arbeitsgesellschaften in einer *beunruhigenden und unheimlichen Zeit*<sup>31</sup>. Die wohlfahrtsstaatlichen Nachkriegsdemokratien hatten, jedenfalls für die ‚fortgeschrittenen‘ westlichen Gesellschaften, noch einmal den alten ‚Dreiklang von Arbeit, Fortschritt und Glück‘ versprochen, auf den auch die ‚alte‘ Arbeiterbewegung gezielt hatte. Die Reformpolitik der Sozialdemokratie in den 1970er Jahren wollte daran energisch anknüpfen. Doch ihr Fortschrittsversprechen bekam erste Risse – einerseits in Folge der zunehmenden industriellen Konflikte bei Überschreitung des Gipfelpunktes der fordistischen Massenproduktion, andererseits und vor allem mit der kulturevolutionären Bewegung der 68er. Die auf sie folgenden neuen sozialen Bewegungen, insbesondere die Ökologiebewegung, haben diese Risse seither vertieft. Aber noch ist der Glaube an die *Elixier der Wissenschaft* und an ein sich stetig weiter fortsetzendes Wirtschaftswachstum ungebrochen. Die Weltfinanzkrise von 2008 und die in ihrer Folge drohende neue Weltwirtschaftskrise konnten dadurch aufgefangen werden, dass systemrelevante Banken mit Steuergeldern subventioniert wurden. Das führte zu dem, was seither in Europa ‚Schuldenkrise‘ heißt. Es war ein *Triumph gescheiterter Ideen*, der freilich bei näherem Hinsehen nicht viel mehr als ein wenig gekaufte Zeit ist.<sup>32</sup> Die weltweiten Protestbewegungen des Jahres 2011 haben sich an der Konsequenz des weiter fortgesetzten neoliberalen Rollbacks gebrochen. Aber die multiplen Krisenprozesse unserer Zeit im Zeichen von Ökonomie, Ökologie und Politik türmen sich zu neuen *Problemwolken* auf, und unter der Oberfläche scheinbar wieder leidlich befriedeter sozialer Verhältnisse rumort es allenthalben, nicht zu sprechen von den Verwerfungen an den Außengrenzen.

Man kann in solcher Lage als Wissenschaftler sicherlich unterschiedliche Konsequenzen ziehen – und sie werden immer auch mit den Bedingungen zu tun haben, die man für sein eigenes Handeln in Rechnung stellen muss. Zusammen mit KollegInnen, die an einem Institut wie der sfs unter starken refinanzierungszwängen stehen, den Versuch zu einem weiteren Neuanlauf in der Kontinuität langjähriger Arbeitsforschung zu unternehmen ist eine solche Konsequenz. Einigen KollegInnen aus meiner letzten Forschungsgruppe ist sie in den letzten Jahren mit bemerkenswertem Erfolg gelungen – und punktuell habe ich mich an diesen Anstrengungen auch weiterhin beteiligt. Stattdessen mit größerer Skepsis - und deshalb grundlegender auch philosophisch und vielleicht nicht mehr primär im Wege eigener empirischer Forschung - danach zu fragen, in welcher Richtung nach Antworten auf die Herausforderungen der Zeit zu suchen wäre, ist eine andere Möglichkeit. Ange-

---

<sup>31</sup> Siehe zu dieser Gegenwartsanalyse Martens (2017 und 2018).

<sup>32</sup> Siehe dazu die Arbeiten von Steffen Lehdorff 2012 und Wolfgang Streeck 2013.

sichts meiner neu gewonnenen Freiheiten im (Un)Ruhestand schien sie mir für mich naheliegend zu sein. Sie ist so zum Kern meiner publizistischen Arbeiten der letzten Jahre geworden. Wie dargelegt habe ich mich dabei in der Zeit meines (Un)Ruhestands immer wieder darum bemüht, die eine oder andere, wenigstens kleine Resonanz weiterhin auch im Wissenschaftsbetrieb zu erzeugen, das heißt in denjenigen Disziplinen, in denen ich während der fast vier Jahrzehnte meiner Erwerbstätigkeit jedenfalls als ‚Grenzgänger‘ immer wieder aufgetaucht bin. Aus meiner Sicht bin ich mit diesen Bemühungen letztlich an dessen Selbstreferentialität gescheitert. Heute muss ich sagen: Der Abschied vom Wissenschaftsbetrieb fällt mir nicht schwer. Aber die Wissenschaft, von der ich nicht mehr leben muss bleibt umso mehr *eine wunderbare Angelegenheit*.

## Ausgewählte Literatur

- Arendt, H. (1967): Vita activa, oder Vom tätigen Leben, München
- Arendt, H. (1979): Vom Leben des Geistes. Das Denken. Das Wollen, München
- Arendt, H- (2003): Denktagebuch (hgg. von U. Ludz und I. Nordmann), 2 Bände, Zürich
- Boll; M. (2012): „Autorität und Freiheit sind keineswegs Gegensätze“. Auf den Spuren von Hannah Arendt, dradio. Essay und Diskussion 16.12. 2012; [www.deutschlandfunk.de](http://www.deutschlandfunk.de)
- Bourdieu, P. (2005): Die verborgenen Mechanismen der Macht, hgg. von Margareta Steinrück, Hamburg
- Brandt, R. (2011): Wozu noch Universitäten?, Hamburg
- Brandt, G. (1984): Marx und die neuere deutsche Industriosozologie, in: Ders. (Hg.), Arbeit, Technik und gesellschaftliche Entwicklung, Frankfurt am Main
- Castel, R. (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz
- Crouch, C. (2015): Die bezifferte Welt. Wie die Logik der Finanzmärkte das Wissen bedroht, Enzensberger; H. M. (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Ferber, C. v. (1961): Die Institution der Arbeit in der industriellen Gesellschaft – Versuch einer theoretischen Grundlegung. Habil.-Schrift, (nur teilweise veröffentlicht) Göttingen
- Göhler, G. (Hg.) (1994): Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie, Baden-Baden
- Hilbert, J.; Schmidt, J. (1994): Wirtschaftsstandort und Zukunft des Sozialstaates, Marburg
- Lehndorff, S. (2012): <<<<<<ein <Triumph gescheiterter Ideen. Warum Europas tief in der Krise steckt – Zehn Länderfallstudien, Hamburg
- Luhmann, N. (1991): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main, (erste Auflage 1984)
- Martens, H. (1992): Gewerkschaften als Interessenverband oder soziale Bewegung. Überlegungen zu einer irreführenden Alternative angesichts der Notwendigkeit einer arbeitspolitischen Erweiterung gewerkschaftlicher Interessenvertretung, in: ders. (1992): Gewerkschaftspolitik und Gewerkschaftssoziologie. Gewerkschaftsforschung am Landesinstitut Sozialforschungsstelle, Dortmund, S. 175-196
- (1994a): Der konfliktsoziologische Ansatz der Sozialforschungsstelle bei ihrer Neugründung 1972, in: Krahn, K.; Peter, G.; Skrotzki, R. (Hg.): Immer auf den Punkt. Beiträge zur Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung, Arbeitspolitik. Willi Pöhler zum 60. Geburtstag, Dortmund, S. 165-178
  - (1994b): Empirische Institutionenforschung – theoretische und methodologische Aspektteam Beispiel der Mitbestimmungsforschung, in: Göhler, G. (Hg.): Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie, Baden-Baden, S. 273-300

- (2007): Industriesoziologie im Aufbruch?, Münster
  - (2008a): Arbeits- und Industriesoziologie: Ende der Debatte bedeutet nicht Ende der Krise, in: Soziale Welt 2/2008, S. 790-100
  - (2008b): Krise der Industriesoziologie und/oder neue Formen der Wissensproduktion? Herausforderungen empirischer Arbeitsforschung im Epochenbruch, in: Huchler, N. (Hg.): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie, Berlin, S. 169-198
  - (2013): Anschlussfähigkeit oder politische Subjektivierung. Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter empirischer Arbeitsforschung für gesellschaftliche (Um)Gestaltung, Münster
  - (2015a): „Die Elixiere der Wissenschaft“ – Reflexionen über wissenschaftlichen und sozialen Fortschritt, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2015b): Radikale Demokratie und Pazifismus, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2017): In Beunruhigender und unheimlicher Zeit -oder: es gilt, uns unsere soziale Raumzeit zu vergegenwärtigen, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2018a): In beunruhigender und unheimlicher Zeit - Gegen die „marktkonforme Demokratie“ den schwierigen Weg zur Demokratie als Lebensform wagen, Veröffentlichung in Vorbereitung
  - (2018b): Solidarität und Zusammenarbeit gegen das neoliberale Rollback - Zur Aktualität und unumgänglichen theoretischen Refundierung einer alten Fragestellung, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
- Martens, H.; Peter, G. (Hg.) (1989): Mitbestimmung und Demokratisierung. Stand und Perspektiven der Forschung, Wiesbaden
- Müller-Jentsch, W. (1984): Klassen-Auseinander-Setzungen. Lesarten über die Arbeitskonflikte der siebziger Jahre und Mutmaßungen über die Zukunft der Gewerkschaften, in: PROKLA Nr. 54, S.
- (1993). Organisation und Mitbestimmung. Evolution einer diffizilen Synthese, in: Ders. (Hg.): Profitable Ethik, effiziente Kultur. Neue Sinnstiftungen durch das Management? München und Mering
- Onfray, M. (2015): Im Namen der Freiheit. Leben und Philosophie des Albert Camus, München
- Peter, G. (1992): Theorie der Arbeitsforschung. Situation, Institution, System als Grundkategorien
- Pöhler, W. (1970): Der Soziale Konflikt als Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung, Dortmund, veröffentlicht in: Georg, A.; Martens, H.; Müller, K.; Peter, G. (Hg.): Arbeit und sozialer Konflikt, sfs-Dortmund, Beiträge aus der Forschung Bd. 165, S. 158-164
- Roth, R. (2012): Vom Scheitern und Gelingen sozialer Bewegungen, in: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, Heft 1/2012, S. 21-31
- Safranski, R. (1987): Schopenhauer oder die wilden Jahre der deutschen Philosophie. Eine Biographie, München-Wien
- Sauer, D. (2008) Industriesoziologie – mehr als eine akademische Disziplin. Ein historischer und subjektiver Blick in ihre Zukunft, in: Huchler, N. (Hg.) (2008): Ein Fach wird vermessen. Positionen zur Zukunft der Disziplin Arbeits- und Industriesoziologie, Berlin, S. 199-218
- Scholz, D.; Glawe, H.; Martens, H.; Paust-Lassen, P.; Peter, G.; Reitzig, J.; Wolf, F.O. (Hg.) (2006): Turnaround. Strategien für eine neue Politik der Arbeit, Münster
- Streeck, W. (2013): Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2012, Berlin
- Wallerstein, I. (2010) Krise des kapitalistischen Systems – und was jetzt?, in: Wallerstein, I.; Müller, H. (2010): Systemkrise und was jetzt, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 4/2010, S. 1-16
- (2014): Vergangenheit und Zukunft der Globalen Linken, in: PROKLA, Heft 177, Jg: 2014, Nr. 2, S. 601-621

